
Hanns Kappler
Die Flucht im Tank




Zu Seite 30

Hanns Kappler

# Die Flucht im Tank

und andere Erzählungen aus dem Weltkrieg

Mit Bildern von Hans Friedmann

---

Enßlin & Laiblin / Reutlingen

Printed in Germany / S 37,1 / 8. 4. 37 / 627

# Inhalt

# Die Flucht im Tank

Am Rand eines deutschen Kiefernwaldes haben wir unser Nachtlager aufgeschlagen. Die Zelte sind errichtet, einen Halbkreis bildend. Hochauf zucken die Flammen unseres Lagerfeuers, als wollten sie mit ihrem blutroten Schein das Flimmern der silbernen Sterne am Himmel mindern. Steil und königlich stehen die Kiefern, deren Stämme dicht unter den ausladenden Zweigen im Widerschein unseres Feuers erglühen.

Immer ist es so, wenn die Frontsoldaten des Weltkrieges mit den jungen Kämpfern der Nachkriegszeit vereint sind, daß die Feuergarben des prasselnden Holzstoßes einer Lager-nacht Erinnerungen erwecken.

„Damals, im Westen —"

Irgendwo klingt dieses Wort auf. Ein Kamerad erzählt, und die anderen lauschen seinen Worten.

Einer ist unter uns, dessen Brust das Eiserne Kreuz schmückt, und der heut den Anfang macht im Erzählen:

Es war an einem Vorfrühlingstag im letzten Kriegsjahr. Wir sitzen vor unserem Unterstand auf einer leeren englischen Lebensmittelkiste und lesen einige Briefe, die vor kurzem aus der Heimat nach unserer Stellung gebracht worden waren.

Tage schweren Kampfes lagen hinter uns, in denen man uns keine Post hatte bringen können. So kommt es, daß der eine oder andere meiner Kameraden ein ganzes Briefbündel erhalten hat. Mein Kamerad Bächler zeigt mir freudestrahlend ein Lichtbild. Sein achtjähriger Junge ist's, und in noch ungelenken Buchstaben hat er es seinem Vater geschrieben: „Ich bin ja so stolz auf Dich, Vater!" Zu meiner Linken sitzt der bärtige Kurze, der viel Mühe hat, die Schriftzüge seiner nur schwere Landarbeit gewohnten Frau zu entziffern, wobei ihm gutmütig der „juristische Jüngling" hilft, wie wir den Jüngsten in unserem Kreise, einen kriegsfreiwilligen Studenten der Rechte scherzhaft bezeichnen.

Plötzlich kommt Unteroffizier Kleinweber hastig auf uns zu.

„Macht euch fertig!" ruft er schon von weitem.

„Was ist los?" fragt Kurze.

„Erkundung!" antwortet Unteroffizier Kleinweber knapp. „Südöstlich. Richtung Beugny."

„Wer soll mit?"

„Wir vier. Und der dahinten auch." Kleinweber deutet mit dem Daumen über die Schulter. Hinter ihm steht unser „juristischer Jüngling" mit einem verbindlichen Lächeln im Gesicht.

In kaum mehr als fünf Minuten sind wir fertig.

Der Unteroffizier wirft einen Blick auf die Uhr.

„Noch Zeit!" murmelt er. Dann guckt er in den Himmel. Dämmerung beginnt sich über diese zerwühlte nordfranzösische Landschaft auszubreiten. In der Ferne bilden sich Nebelschwaden.

Endlich ist es so weit, daß wir aus dem Graben kriechen können.

Die zurückbleibenden Kameraden machen ihre ermunternden Bemerkungen, wie das so üblich ist.

Schon sind wir draußen.

Kleinweber hat die Spitze. Links hinter ihm kriechen Bächler und ich vorwärts, auf der anderen Seite der Gefreite Kurze mit dem Juristen.

Wir kommen gut vorwärts. Der Feind kann uns wegen des dichten Nebels nicht sehen, auch wenn wir hin und wieder in nur halbgebückter Haltung ausschreiten.

Eine Stunde nach der anderen vergeht. Mir kommt die ganze Sache allmählich merkwürdig vor. Lag der Tommy nicht — wie unsere Sappenposten geschätzt hatten — knapp zweihundert Meter vor uns? Wir aber hatten bei unserem nächtlichen Erkundungsgang mindestens die dreifache Strecke zurückgelegt!

Gegen Mitternacht versammelt Unteroffizier Kleinweber seine Erkundungsgruppe in einem mächtigen Granattrichter, in dem den Männern das angesammelte Grundwasser bis über die Knöchel reicht.

„Wir sind hinter dem Tommy!" flüstert er uns zu. Dann macht er eine Handbewegung nach Nordwest. „Dort drüben liegt Morchies. Wir bewegen uns gerade auf die Straße nach Beugny zu. Dort soll der Gegner irgendwo — gut getarnt — Kampfwagen aufgestellt haben. Wir sollen die Zahl erkunden. Das ist unsere Aufgabe. Nun wißt ihr Bescheid. Wenn wir

versprengt werden sollten, sieht jeder zu, daß er auf eigene Faust die Aufgabe löst. Verstanden?"

Er wartet unsere Antwort nicht erst ab, sondern kriecht zum Rande des Trichters hinauf.

Zu sehen ist nicht viel. Vom Himmel herab rieselt zudem jetzt ein feiner Regen. Das Wetter scheint sich zusehends zu verschlechtern.

Unteroffizier Kleinweber rutscht wieder in den Trichter zu uns herunter. Dann beginnt er seine Stellungskarte zu betrachten. Kurze leuchtet ihm mit der abgeblendeten Taschenlampe. Der Kompaß wird ebenfalls zu Hilfe genommen.

„Verdammt!" brummt Kleinweber. „Nicht mal 'nen Stern sieht man. Und da soll man herausfinden, wo —"

Jäh verstummt er. — Schritte werden hörbar. Schritte von zehn, zwanzig — ja vielleicht hundert Menschen!

Stimmengemurmel dringt an unser Ohr. Es sind englische Laute. Der Tommy rückt in seine Stellungen vor. Er scheint nach Lagnicourt hinüberzugehen.

Wir drücken uns fest an den Steilrand des Trichters, in den weichen schmierigen Dreck. Die Gewehre liegen unter uns. Jedes verräterische Aufblinken von Metallteilen muß vermieden werden.

Ganz in der Nähe unseres Trichters stolpert ein Tommy.

„Damned!" hören wir ihn schimpfen und keuchen. Dann geht er weiter.

Allmählich verliert sich das Stimmengewirr. Aber nun hat der Regen voll eingesetzt. Es gießt in Strömen.

Kleinweber lugt wieder über den Rand des mächtigen Granattrichters, der sich immer mehr mit Wasser zu füllen beginnt. Unseres Bleibens an dieser Stelle ist nicht mehr lange.

Neugierig schiebe ich mich neben den Unteroffizier.

Und nun sehe ich mit eigenen Augen, warum Kleinweber so still geworden ist. Im Osten lichtet es sich. Der neue Tag bricht an. Rings um uns breitet sich flaches Feld. Nur da, wo sich unser Trichter befindet, stehen ein paar Baumstümpfe, dazwischen dürftige Mauerreste.

Wir können, so lange es hell ist, nicht mehr aus unserem Trichter heraus. Die Engländer, die wir wie schemenhafte Wesen in der Ferne durch Nebel und Regen und Dämmerung schreiten sehen, würden uns sofort bemerken, wenn wir uns über das flache Feld bewegen sollten.

Was ist nun zu tun?

Die Zeit drängte! Unsere Aufgabe mußte gelöst werden.

Unsere Kameraden sitzen mit eng an den Leib gezogenen Beinen am Rande der sich fast zusehends vergrößernden Pfütze und schauen uns erwartungsvoll entgegen, als wir uns zu ihnen gesellen. Kleinweber will eben beginnen, ihnen seinen Plan für den weiteren Vorstoß auseinanderzusetzen, als plötzlich rings um den mächtigen Granattrichter ein schattenhafter Kreis gebildet wird.

Es sind Tommys.

„Guten Morgen, Gentlemen!" tönt eine geradezu freundliche und höfliche Stimme.

Wir tasten nach unseren Gewehren.

Die droben aber grinsen höhnisch zu uns herab.

Dreißig Tommys zähle ich in der Eile, und jeder hält wurfbereit in seiner rechten Faust eine Handgranate.

Ein Offizier steht zwischen den Burschen und hat beide Hände in die Hosentaschen gebohrt. Schräg aus seinem linken Mundwinkel hängt ihm die qualmende Tabakspfeife. Das alles sehe ich blitzhaft mit einer erschreckenden Klarheit.

„Schmeißt die Knarre hin!" höre ich die brummende Stimme unseres Unteroffiziers wie aus weiter Ferne an mein Ohr dringen.

Kleinweber hatte recht. Jede Gegenwehr wäre Selbstmord gewesen. Nur ein Griff zur Büchse, ein Anschlag — und schon hätten die Tommys ihre Handgranaten herabgeworfen. Dreißig solcher Dinger in diesen Trichter — da wäre nicht mehr viel von uns übriggeblieben.

Aber ich kannte Kleinweber. Wenn es einmal so weit war, daß uns der Tommy hatte, dann sollte er auch sehen, daß wir uns gar nichts aus ihm machten.

Kleinweber hatte alle Waffen und Munition mit gleichmütigem Gesicht mitten in die Pfütze geschmissen, daß es nur so aufspritzte. Dann kletterte er den Trichterhang aufwärts, gerade auf den Offizier zu. Vor ihm angekommen, griff Kleinweber grüßend an seinen Stahlhelm und dann —

„Augenblick!" knurrte er, griff sich die Shagpfeife des Tommys, stopfte sie sich selbst in den Mund und begann einige kräftige Züge zu nehmen. Dann riß er begeistert die Augen auf. „Oh — welch vorzüglicher Tabak!" sagte er anerkennend.

Der Offizier, der anfangs ein überraschtes, schließlich ein erbostes und nun ein heiteres Gesicht gezeigt hatte, verzichtete gnädigst darauf, seine Shagpfeife zurückzuerhalten. Ein paar Befehlsworte folgten. Zehn schwerbewaffnete Tommys erhielten die Aufgabe, uns nach Bapaume zu bringen.

Wir trotteten los.

Unsere Begleiter begannen ein lebhaftes Gespräch. Sie schienen hocherfreut zu sein, eine günstige Gelegenheit gefunden zu haben, um hinter die Front zu kommen. Nebenbei plauderten sie allerlei wichtige Dinge aus, auf die unser „juristischer Jüngling" spannte. Er beherrschte die englische Sprache ziemlich gut, hatte sich aber bisher wohlweislich damit nicht hervorgetan. So nahmen die Tommys an, daß von uns keiner ihre Sprache verstünde. Unablässig übersetzte unser Kamerad, erfreut über die Gelegenheit, sich endlich einmal nützlich erweisen zu können, alles Wissenswerte, was sich die Engländer erzählten.

Kleinweber lugte während des Marsches unentwegt umher. Längst war Beugny erreicht. Jetzt ging es auf gerader Straße nach Frémicourt. Nachdem die Bahnlinie überschritten war, stießen wir auf mehrere Kraftwagen, die Geschoßkisten in eine englische Ersatzstellung nordöstlich Fremicourt gebracht hatten. Wir mußten aufsteigen, und nun ging es rasch nach Bapaume. Auf halbem Wege sahen wir zur Linken ein mächtiges, fast unübersehbares Lager von Granaten, nach dem die übrigen Kraftwagen abbogen, um neue Mengen nach vorn zu bringen.

Bald holperte unser Wagen durch die Straßen von Bapaume. Die Engländer hatten überall Baracken und Zelte aufgestellt. Ein reges Leben und Treiben herrschte hier. Man sah es den Tommys an, daß es ihnen an nichts fehlte.

In dem Keller eines Hauses von Bapaume mußten wir warten. Gegen vier Uhr nachmittags erschienen einige Offiziere, die uns in deutscher Sprache ausfragen wollten. Kleinweber gab getreulich Auskunft. Wie aber mußten uns über seinen mächtigen Blödsinn, den er den Tommys verzapfte, das Lachen verbeißen.

Mitten im Reden zog Kleinweber seine englische Shagpfeife hervor und bat einen der Offiziere um Tabak. Man gab ihm bereitwilligst davon ein Lederbeutelchen voll.

Der Unteroffizier zwinkerte uns zu.

„Sind Gentlemen, die Leute!" meinte er. „Dafür können wir ihnen aus Dankbarkeit wieder ein bißchen was erzählen."

Und er schwindelte lustig drauflos, bis die Offiziere feststellten, was der Gefangene mit ihnen vorhatte. Fluchend entfernten sie sich schließlich wieder.

Bis zum Abend vertrieben wir uns die Zeit mit Rauchen oder Schlafen.

Wir kannten unseren Unteroffizier Kleinweber: im Augenblick war an eine Flucht nicht zu denken. Bapaume wimmelte von Engländern. Aber daß wir bei der nächstbesten Gelegenheit auskneifen würden, das stand fest!

Draußen hatte der Regen nachgelassen. Das Wetter besserte sich von Stunde zu Stunde. Obwohl wir in unserem Keller-

loch keinen Ofen besaßen, waren wir mittlerweile doch ein wenig trocken geworden.

Gegen Abend wurden wir aus dem Keller herausgeholt und auf einen wackeligen Karren verfrachtet, der uns weiter nach hinten bringen sollte.

Mit offenen Augen saß Kleinweber mitten unter uns. Wie ein Luchs beobachtete er die Gegend. Links und rechts der Straße befanden sich mächtige Zeltlager. Wir vermuteten die köstlichsten Dinge in ihnen, wie sie eben nur der Tommy zur Verfügung hat.

Ein bißchen wehmütig gedachten wir unserer Reserve-Garde-Division, insbesondere unserer Kameraden, die vielleicht in ihren Gräben sehnsüchtig auf unsere Rückkehr warteten.

Als der Morgen graute, wurde die Gegend einsamer. Am Rand eines kleinen Dorfes war ein Lagerplatz errichtet, von einem mächtigen und hohen Drahtverhau umgeben. Der erste Sammelplatz für Gefangene!

Im Lager wurden wir von dreißig deutschen Kameraden mit großem Hallo begrüßt. Es handelte sich um einen Stoßtrupp, der weiter südlich bei einem allzukühnen Vorgehen in die Hände des Gegners gefallen war. Die gefangenen Kameraden schienen alle guter Laune zu sein. Ihres Bleibens war nach ihrer eigenen Meinung hier nicht allzulange. Bald mußte die große Angriffswelle weiter vorwärts dringen, und dann hatten die Tommys sicherlich anderes zu tun, als die paar Gefangenen in sicheren Gewahrsam zu bringen.

Bereits in der nächsten Nacht schmiedete Kleinweber seinen Plan zur Flucht.

„Erst schlafen wir gründlich auf Vorrat. Die Nacht und morgen den ganzen Tag. Sobald es dunkel wird, hauen wir ab!"

„Wohin und wo raus?" fragte Bächler.

Pfiffig schmunzelnd griff Kleinweber in seine hintere Hosentasche und brachte eine kleine Zange zum Vorschein.

„Mit dem Ding werden wir uns ein Loch machen!" erklärte er. „Und der letzte von uns bringt die Zange den andern Kameraden, ehe er uns folgt. Die sollen auch 'ne Möglichkeit haben, bald zu flüchten."

„Willst du zurück nach Bapaume?" fragte der Gefreite Kurze.

„Nee, ich denke nicht daran!" antwortete Kleinweber. „Wir schlagen einen Bogen um die Stadt. In nördlicher Richtung. Irgendwo und irgendwann werden wir schließlich mal auf deutsche Stellungen stoßen. Dort oben jedenfalls noch eher als im Süden."

Wir überließen unserem Unteroffizier die ganze Sache. Kleinweber würde dafür sorgen, daß wir aus diesem Lager hinauskamen. Zunächst schliefen wir erst einmal bis in den hellen Morgen hinein. Nach dem Essen wurde wieder geschlafen. So ging es weiter. Die übrigen gefangenen Kameraden lachten uns gründlich aus. Wir aber wollten zuletzt lachen — und das war besser.

Die Stunde des Handelns rückte näher und näher.

Mehr als einmal, ehe es dunkel wurde, hatte Kleinweber nach seiner Drahtzange getastet.

Endlich war es an der Zeit, den Aufbruch vorzubereiten.

Unteroffizier Kleinweber kroch zuerst aus dem Zelt. Bald war er im Dunkel verschwunden. Wir aber ließen uns in der Nähe des Zeltes nieder und erzählten uns lärmend eine reichhaltige Sammlung von Frontwitzen, nur um durch unser Lachen die vor den Drahtverhauen auf- und abgehenden englischen Posten in Sicherheit zu wiegen. Sie sollten denken, daß wir des ewigen Kämpfens müde geworden seien und gar nicht daran dachten, in den Kampfabschnitt zurückflüchten zu wollen.

Unauffällig entfernte sich Bächler, um nach einer halben Stunde zurückzukehren. Das war für uns das Zeichen, ebenfalls aufzubrechen. Wir gaben uns den Anschein, als gingen wir in unser Zelt, schritten aber darum im Halbkreis weiter und gelangten, nun auf allen Vieren kriechend, nach dem Ende des Lagers. Entsprechend unserer Vereinbarungen hatte um diese Zeit Bächler unseren übrigen deutschen Kameraden die Drahtzange zu übergeben.

Bald fanden wir die Lücke, neben der Kleinweber auf uns wartete. Kurze Zeit später fand sich auch Bächler ein, und nun ging es durch die ganz schmale Gasse, die zur Freiheit führen sollte. Da wir ohnehin als deutsche Soldaten nicht mit den feinsten Bissen gemästet worden waren, gelang uns der Durchbruch, wenn auch hier und da ein Stück feldgrauen Tuches oder ein Hautfetzen an einem der harten Stacheln hängen blieb.

In schnellem Lauf strebten wir danach, der Nähe des Gefangenenlagers zu entkommen. Kleinweber hielt ständig eine nördliche Richtung ein. Nach einer halben Stunde bereits waren die Lichter des kleinen Dorfes, neben dem sich das Gefangenenlager befunden hatte, verschwunden. Wir hielten inne und schöpften erst einmal tief Atem. Das Blut jagte vom schnellen Lauf noch heiß durch unseren Körper.

„Weiter!" drängte der Unteroffizier.

Nach einer Stunde sahen wir einen lichten Schimmer in der Ferne.

„Das ist Bapaume!" raunte Kleinweber uns zu.

Wir schlugen einen Bogen um die Stadt.

Jetzt erst zeigte es sich, wie gut wir daran getan hatten, uns durch einen ausgiebigen Schlaf zu stärken. Fast ständig hielten wir einen leichten Laufschritt ein. Unser Unteroffizier war sorgsam darauf bedacht, daß die Geschwindigkeit sich niemals steigerte, aber auch nicht zu sehr abfiel. Einer hinter dem anderen trotteten wir, nun schon fast stumpfsinnig, vorwärts.

Nach Mitternacht bemerkten wir in östlicher Richtung erneut einen gelblichen Schein. Dort mußten sich die ausgedehnten Barackenlager der Tommys befinden. In ihrem Rücken strebten wir nordwärts weiter.

Als der neue Tag anbrechen wollte, war es an der Zeit, einen sicheren Unterschlupf zu suchen. Wir fanden auch bald eine zerschossene verlassene Ferme, die sich weitab aller gegnerischen Stellungen und Lager zu befinden schien.

Ermattet von dem anstrengenden Lauf fielen wir zur Erde. Jeder suchte sich zwischen Schutt und Mauerresten einen Winkel. Ich hatte die erste Wache übernommen und ließ mich auf einem Mauervorsprung nieder.

Noch war es dunstig und dämmerig. Kaum hundert Meter betrug die Sicht. Meine Kameraden schienen zu schlafen.

Im Osten erhob sich hinter einem fahlen, graugelben Streifen der glutrote Feuerball der Sonne. Letzte Nebelschwaden zogen in der Umgebung der zerschossenen Ferme über die Erde. Der 22. März 1918 brach an.

Ich rieb mir verwundert die Augen.

Was war das?

Lag nicht dort drüben, etwa dreihundert Meter von unserem Versteck entfernt, eine große Anzahl unförmlicher Klumpen? Die Regelmäßigkeit ihres Vorhandenseins, die gleichen Abstände und die gleichen Umrisse erweckten mehr und mehr meine Aufmerksamkeit.

Ich kletterte eilig von meinem Beobachtungsplatz herunter und weckte Unteroffizier Kleinweber, ihm von meinen Beobachtungen Mitteilung machend.

Sofort war Kleinweber hoch.

Nur wenige Sekunden stand er dann schauend und grübelnd neben mir. Plötzlich wandte er sich mit einem Ruck um und packte meine Schultern.

„Mensch! Wenn wir fixe Burschen sind — dann drauf! Das sind englische Tanks! Einen davon schnappen — und ab durch die Mitte! Was? Ist das nicht eine herrliche Sache?"

Freilich. Das war eine herrliche Sache. Eine richtige und großartige dazu!

Unser „Lager" war im Handumdrehen geweckt. Ehe die Kameraden wußten, was los war, huschte Kleinweber schon voraus.

Drüben blieb alles ruhig. Weit und breit war kein Tommy zu sehen.

Ein schmaler Wassergraben gab uns genügend Deckung. Auch wenn irgendwo Posten ausgestellt worden wären, hätten sie unser Näherkommen infolge des starken Bodennebels, der sich gerade längs des Wassergrabens gebildet hatte, nicht bemerken können.

Wir zählten sechzehn Tanks.

Einen aus der Mitte wählten wir uns. Er sah noch ganz nett aus, von den üblichen Schrammen abgesehen.

Nach einigem Suchen hatten wir das Loch gefunden, durch das wir in das Innere kletterten. Sorgsam wurde der Deckel von innen geschlossen.

Wir holten alle nun erst einmal tief Atem.

„So!" meinte Kleinweber. „Jetzt sollen sie man kommen! Jetzt kriegt uns die Bande nicht raus. Aber — wie läuft das Ding nun so, wie und wohin wir's haben wollen?"

Bächler hockte bereits auf dem Führersitz und betastete die zahlreichen Knöpfe und Hebel.

„Richtig! Bächler ist ja 'n alter Lastwagenfahrer!" entfuhr es dem Gefreiten Kurze. „Der wird's schaffen!"

Ich hatte inzwischen den ganzen Wagen durchstöbert.

„Nicht ein Schuß Munition ist drinnen", stellte ich fest.

„Das ist Pech", meinte Kleinweber. „Aber die anderen Kisten werden auch nichts davon haben. Ich vermute, daß man von hier aus nach dem großen Munitionslager fährt, das wir vor Bapaume gesehen haben. Dort werden sie die Dinger voll laden. Wie steht's mit dem nötigen Betriebsstoff?"

„Der ist da", antwortete Bächler. „Die Kiste ist fahrfertig gemacht."

„Dann fahr los, Mensch!"

Bächler kratzte sich hinter dem Ohr.

„Donnerschlag!" wetterte er. „Hab's schon versucht, finde aber den Anlasser des Motors nicht!"

Kleinweber stopfte sich eine Pfeife.

„Na, dann such weiter. Wir haben ja Zeit."

Der Tank besaß nicht weniger als drei Maschinengewehre, je eines zu beiden Seiten mit schwenkbaren Läufen, und das dritte oben auf dem Tank in einem kleinen Rundturm, der ebenfalls drehbar war. Die Umgebung konnte durch schmale Sehschlitze genügend beobachtet werden.

Werkzeug war in Menge vorhanden. Wir stöberten alles gründlich durch, während Bächler seine Untersuchungen fortsetzte.

Eine Stunde mochte vergangen sein, als Stimmengewirr aus der Richtung von Bapaume her an unser Ohr drang. Wir lugten durch die Sehschlitze und erkannten, daß aus einem der etwa vierhundert Meter entfernten Zeltlager eine

Gruppe von Tommys anrückte. Das waren zweifellos die Tankfahrer!

Wir zählen fieberhaft. Es sind mehr als fünfzig Mann. Da auf jeden einzelnen Tank etwa sieben bis acht Mann Besatzung kommen, müssen wir damit rechnen, daß noch weitere Engländer folgen werden.

Jetzt sind sie heran.

Wahllos, wie es scheint, verteilen sie sich auf die Tanks. Wir haben den neunten besetzt. Bis zum sechsten haben sich die Engländer nach einiger Zeit eingefunden. Jetzt nahen aus dem Lager noch mehr Engländer.

Ein Donnern und Rattern geht los. Die ersten Tanks werden angeworfen.

Draußen wird der Lärm größer. Befehle erschallen. Man schreit sich irgend etwas zu. Der Krach der Motoren scheint das alles übertönen zu wollen.

Die zweite Gruppe der Tommys ist heran.

Schon bastelt eine Faust am Verschluß unserer Klappe.

Wütend, mit rauher, brummiger Stimme, brüllt unser „juristischer Jüngling" ein paar englische Brocken durch den Sehschlitz. Da gehen die Tommys zur nächsten Karre.

Im gleichen Augenblick erschüttert rasendes Dröhnen unseren Tank, daß wir fast erschrocken von unseren Sitzgelegenheiten fallen. Bächler hat die Sache endlich ausgeknobelt. Gerade zur rechten Zeit hat er den Anlasser des Motors gefunden!

Die Tanks setzen sich schwerfällig in Bewegung. Langsam folgt der unsere.

Auf der Straße warten wir, bis der letzte an uns vorüber ist, dann folgen wir der Reihe in gemessenem Abstand. Drüben im Lager tauchen ein paar verdutzte Tommys auf. Achselzuckend kehren sie um und verschwinden wieder in ihren Zelten.

Wir richten es nun so ein, daß unser Abstand immer größer wird. Mögen die da vorn denken, daß unser Motor noch nicht richtig warm geworden ist. Schließlich erreichen wir, daß der vor uns befindliche Tank aus unserem Gesichtskreis entschwindet.

„Kurs nach Nordost!" schreit Kleinweber unserem Fahrer Bächler zu.

Schwerfällig dreht sich der Koloß — so erscheint es uns. In Wirklichkeit ist dieses Wenden schneller gegangen, als man es bei einem derartigen Ungetüm für möglich gehalten hätte. Und nun dreht Bächler richtig auf. Mit größter Geschwindigkeit geht es vorwärts.

Ich sitze oben im Turm und halte Ausschau nach vorn. Dort, wo sich die Front befinden muß, ist eine hohe, blitzende, zuckende und qualmende Mauer.

Unsere Artillerie arbeitet!

Der Großangriff beginnt!

Freudig schreie ich das meinen Kameraden zu.

Der Tank fährt weiter.

Bald tauchen die ersten englischen Gräben auf. Die Tommys winken uns grinsend und freudig entgegen.

Bächler lugt vergebens nach einer Stelle, die ein Überwinden des Grabens möglich machen könnte. Nichts zu sehen.

Himmel, wenn wir in den Graben stürzen und nicht mehr raus können? Das wäre eine böse Geschichte!

Wir sehen uns mit bangen Blicken an.

Bächler ist die Sache auch nicht geheuer. Er hat die Geschwindigkeit verringert.

Näher und näher kommen wir dem gegnerischen Graben.

„Los! Rein oder durch!" schreit Kleinweber entschlossen.

Unser „Tankfahrer" Bächler nickt. Jetzt hat er eine geeignete Stelle gefunden. Mit wenig Gas geht er in den Graben und ich sehe, wie die vorderen Raupenspitzen in der Luft schweben. Dann neigt sich der Tank. Wir müssen uns festhalten, um uns nicht den Kopf an den Stahlwänden einzustoßen. Jetzt ist die Spitze fast unten auf der Sohle des Grabens — so erscheint uns das wenigstens — und wir glauben schon, daß nun das Ende gekommen ist. Links und rechts im Graben stieben die Tommys fluchend und lachend auseinander. Ein Offizier fuchtelt erregt mit der Faust in der Luft herum.

Bächler aber gibt Gas, die Bänder greifen nach der vorderen Wand des Grabens, der Tank richtet sich auf — die Motoren heulen wie verrückt — Donnern und Brausen erschüttert die Luft: der Tank klettert aus dem Graben und eilt weiter!

Die Gefahr ist überwunden.

„Fein, so ein Ding!" denken wir alle.

Bald erkennen wir, daß wir eine ruhige Ersatzstellung überfahren haben. Eine halbe Stunde später sind wir schon im

Kampfgetümmel. Die ersten Brocken unserer Artillerie schlagen rings umher ein. Die Sicht verschwindet. Pulverdampf, Dreckgarben, Staub wirbeln umher. Hin und wieder knallt es metallisch an eine Stahlwand unseres Tanks. Wir fühlen uns sicher. Nur ein großer Volltreffer hätte uns erledigen können. Dann wäre dieser Tank allerdings für uns zu einem stählernen Grab geworden.

Gegen Mittag — wir wissen nicht mehr, wo wir sind — stellen wir rückläufige Bewegungen der Tommys fest.

Sie flüchten!

Hurra! Dann müssen unsere Kameraden tüchtig angegriffen haben!

Hinter unserem Tank gruppieren sich zögernd einige der Engländer.

Schade, daß wir keine Munition haben. Jetzt hätten wir zur Überraschung der Tommys gern einmal losgepulvert.

Zur Linken liegt ein zerschossenes Dorf. Ist es Vaulx? Ist es Lagnicourt?

Wir wissen es nicht.

Weiter geht's!

Geschoßgarben stieben überall auf. Die Hölle ist draußen los. Wir spüren hier nichts davon. Der Motor brummt wie toll. Die Kiste scheppert, das Werkzeug klirrt, Granatsplitter schlagen an die Wände, das Ganze wankt und stößt.

Eine Höllenfahrt! — scheint es uns. Und doch sind wir froh, daß wir sie mitmachen dürfen!

Allmählich kommen mir indessen Bedenken.

Wie nun, wenn wir uns den eigenen Linien nähern? Dann wird man uns doch als Gegner betrachten und angreifen!

Die Hitze im Inneren des Tanks wird unerträglich. Einer nach dem anderen ziehen wir unsere feldgrauen Röcke aus. Ich als erster auch das Hemd, denn droben im Turm ist die Hitze am größten. Auch Bächler muß einmal den Tank anhalten und sich seiner Jacke entledigen. Dem armen Kerl läuft der Schweiß in Strömen am Körper herunter. Das ist eine ungewöhnliche Fahrt für ihn. Aber an seinen blitzenden Augen können wir es absehen, daß ihm seine erste Tankfahrt ungeheure Freude bereitet. Mit stolzgeschwellter Brust will er sich erneut ins Zeug legen — jedoch der Tank kam plötzlich nicht mehr weiter!

Die Kiste bleibt beharrlich stehen. Der Motor springt nicht an. Zu spät erkennt Bächler, daß er den Motor nicht hätte völlig abstellen dürfen.

„Pause!" bemerkt Kleinweber. „Macht die Luftklappe ein bissel auf!"

Ich bastele bereits am Verschluß. Wie ich gerade den Deckel aufheben will, kracht es dicht neben dem Tank in die Erde. Es prasselt gleich darauf wie wild gegen die Stahlwände. Ich habe den Deckel flugs wieder zurückgezogen.

Wir sitzen fest.

Bächler hantiert verzweifelt am Motor.

Der Tag vergeht. Es wird Nacht um uns.

„Verdammt!" knurrt der Unteroffizier. „Daß wir auch gar nichts sehen können! Möchte wissen, wo wir stecken."

„Es scheint ein Hohlweg zu sein", erkläre ich.

„Möglich. Davon gibt's hier viele."

In der Nacht wird es etwas ruhiger ringsumher. Wir können die Luftklappen öffnen. Aber keiner wagt es, den Tank zu verlassen. Immer wieder hören wir Stimmen im Dunkel der Nacht. Englische Worte schlagen an unsere Ohren. Wir stecken noch mitten im Feindeslager.

Der neue Tag — es ist der 22. März 1918 — bringt einen Schlachtenlärm, der den des vergangenen Tages noch bei weitem zu übertreffen scheint. Insbesonders südöstlich unseres Standplatzes scheint es ganz wild herzugehen. Zwischen den Einschlägen der schweren Granaten hören wir auch ein dumpfes Gebrumm. Flieger? Zu sehen ist nichts von ihnen. Erst später haben wir erfahren, daß die Tommys einen großangelegten Tankangriff gegen den deutschen Angriff losgelassen hatten.

Wir verleben einen trostlosen Tag.

Mehr als einmal fassen wir den Entschluß, kurzerhand den Tank zu verlassen, um Anschluß an unsere Linien zu suchen. Doch die Zahl der zurückströmenden Gegner vereitelt diesen Plan. Wir ziehen es deshalb vor, in unserem sicheren Hort zu bleiben.

Bächler bastelt noch immer am Motor herum. Er sucht und sucht und setzt alles daran, den Tank wieder in Gang zu bringen.

Gegen Abend wird der Drang der Tommys nach hinten ganz stark. Haufenweise stolpern sie herbei.

Flucht, sinnlose, rasende Flucht muß das sein!

Sind die Deutschen so nahe? Sind sie dem Gegner dicht auf den Fersen?

Kaum einer der Tommys scheint unseren Tank zu beachten. Sie werfen wohl einen flüchtigen Blick herüber, dann hasten sie weiter.

Einmal kommt ein Offizier heran und klopft an die Falltür, dabei ein paar fragende Worte rufend.

Wir sind ganz still und wagen kaum zu atmen.

Gesenkten Hauptes geht der Offizier schließlich weiter. Vorher hatte er noch etwas gesprochen.

Der „juristische Jüngling" übersetzt uns nun: „Hallo — warum fahrt ihr nicht? Was ist los? Zerschossen? Gas?"

So hatte der Offizier gefragt. Und als ihm keine Antwort zuteil wurde, sprach er: „Also begraben! Und jetzt im Stahlsarg!"

So ungefähr sei es gewesen, versichert unser sprachenkundiger Kamerad. Genau hat er das letzte nicht verstehen können, der Lärm draußen war zu stark.

Wieder wird es Nacht.

Bächler erklärt, daß er nun nichts mehr retten könne. Morgen früh wolle er ein letztes Mal versuchen, den Tank in Gang zu bringen.

Wir haben Hunger und Durst. Wir alle sind am Ende unserer Kräfte. Die letzten Vorräte sind längst verzehrt.

Der Gefreite Kurze wagt es, in der Nacht aus dem Tank zu klettern, den wir hinter ihm wieder schließen.

Eine bange Stunde vergeht.

Da klopft es an die stählerne Klappe.

Kaum haben wir sie geöffnet, so fliegen Feldflaschen an unsere Köpfe. Eine nach der anderen. Dann ein paar kleine Päckchen. Zuletzt steigt Kurze lachend in das Innere.

„Mensch!“ ruft ihm Kleinweber zu. „Was hast du da alles aufgegabelt?“

„Weiß nicht“, meint Kurze. „Hab im Finstern genommen, was ich fand.“

Wir verteilen die Feldflaschen. Es kommt auf jeden eine. Und alle sind sie fast bis oben gefüllt. Es gibt Tee und Kaffee. Englischer Zwieback ist auch da, außerdem ein statt=liches Ende guter Wurst.

Nur Kleinweber scheint nicht ganz mit seiner Feldflasche einverstanden zu sein. Wir hören, wie er schnuppert und kostet.

„Gebt mal ein Streichholz!“ sagt er schließlich rauh.

„Was hast du?“ frage ich.

„Der Kaffee, den ich hab, schmeckt so vertraut“, sagt Klein=weber.

Und beim Schein des flackernden Streichholzes erkennen wir tatsächlich eine deutsche Feldflasche, die Kurze im Dunkeln einem deutschen Gefallenen abgenommen haben muß.

Wir sehen uns starr an.

„Also —“ sagt Kleinweber als erster mit vor Erregung heiserer, rauher Stimme, „also sind unsere Leute schon heran=gekommen! Ein Stoßtruppler vielleicht, der zu weit vor=gestürmt ist!“

Und andächtig schlürft unser Unteroffizier den deutschen Kaffee, der bei weitem schlechter ist als der, den wir aus englischen Feldflaschen trinken können. Wir bieten ihn Kleinweber an. Er soll bloß mal kosten, denn es ist Bohnenkaffee!

Aber der Unteroffizier lehnt beharrlich ab.

Kleinweber trinkt den Kaffee eines gefallenen deutschen Stoßtrupplers.

Kaum ist es draußen hell geworden — noch liegen Nebel auf den Fluren — da donnert unser Motor wieder das gewohnte Lied.

Heißa! Jetzt geht's endlich vorwärts!

„Südöstlich!" schreit Kleinweber.

Ich sehe am Ausguck in der Ferne graue Stahlhelme. Eine Maschinengewehrgarbe peitscht uns entgegen.

Da lasse ich mir von Kurze eine der langen eisernen Hebestangen aus dem Werkzeugkasten reichen, reiße mir das Hemd vom Leibe, pflanze es auf die Stange, öffne die Turmluke und schiebe das lange Eisen mit dem flatternden Hemd hinaus.

Noch ein paar Kugeln, dann wird es still.

Und jubelnd fahren wir zwischen deutschen Soldaten hindurch! Dicht hinter der Linie halten wir an, öffnen die Luke und springen heraus.

Wir sind gerettet!

Die da draußen aber machen große verwunderte Augen.

# Im Trichterkampf

Höher schlagen die Flammen unseres Lagerfeuers auf. Unentwegt schweift das Gedenken der Männer in das Vergangene.

Nachdem es eine Weile still zwischen uns war, beginnt nun ein anderer, von seinen Kriegserlebnissen zu erzählen:

An der Marne tobt die Julischlacht im letzten Jahre des Weltkriegs.

Wir springen von Granattrichter zu Granattrichter vorwärts. Der Gegner hat sich überall im Gelände festgesetzt. Von Schützengräben ist fast nichts mehr vorhanden. Die Artillerie hat auf beiden Seiten ganze Arbeit geleistet.

Vor uns liegen Engländer. Weiter im Südosten schließen sich der Front die französischen Regimenter an.

Unsere Stoßtrupps, zu denen auch ich gehöre, jagen den Gegner von einem Granatloch zum anderen.

Hier und da flüchten ein paar Tommys. Meist leisten sie entweder kurzen Widerstand oder ergeben sich auf der Stelle, sobald wir in einen Grabenrest oder in einen Granattrichter springen.

Links von uns jagen aus einem gut getarnten Maschinengewehrnest die todbringenden Garben über das blutige Feld.

Ich sehe gerade noch, wie sich einer unserer Trupps vorarbeitet und durch Handgranatenwurf das gefährliche Maschinengewehrnest zum Schweigen bringt, als ich an den Rand eines mächtigen Trichters gelange. Hier mochte ein Eisenbahngeschoß eingeschlagen haben. Mit einem Satz bin ich unten.

Für den Bruchteil einer Sekunde stehe ich einem Engländer Auge in Auge gegenüber. Keiner will sich ergeben. Keiner macht für den Augenblick Anstalten, zum Angriff auf den anderen vorzugehen. Die Gewehre halten wir halbhoch in den Händen.

Es ist ein seltsames Geschehnis in diesem großen Kriege. Ich sehe es ganz deutlich, daß unter dem flachen Stahlhelm das graue Haar des Gegners schimmert.

Es ist die Sekunde der Entscheidung über Leben und Tod.

Du — oder ich!

Und beide wissen wir's in diesem Augenblick und zur gleichen Zeit, daß nur der Kampf die Entscheidung bringt; denn der Gegner denkt gar nicht daran, sich zu ergeben. Das sehe ich an den gestrafften, entschlossenen Gesichtszügen des Mannes.

Viel schneller, als man es erzählen kann, ist das Geschehen. Die Gedanken und Entschlüsse kommen blitzartig.

Die Gewehre fliegen hoch.

Mit ungeheurem Krachen schlägt eine Granate dicht neben uns ein und wirft uns beide zurück. Stahl und Dreck fallen auf uns nieder.

Zwei oder drei Minuten später erwache ich aus meiner Betäubung. Es kostet einige Mühe, die schwere Erdlast abzuwälzen und mich aufzurichten.

Mir ist nichts geschehen. Nur die Brust schmerzt. Der Luftdruck war zu stark, der Niederprall zur Erde zu heftig gewesen.

Nun schaue ich mich nach dem Tommy um. Er ist nirgends zu sehen. Aber er scheint mit dem Leben davongekommen zu sein; denn deutlich erkennbar sind die Fußspuren seiner Flucht in dem frisch aufgeworfenen Boden zu sehen.

Erneut springe ich von Trichter zu Trichter vorwärts. Nur vereinzelt streben noch links und rechts von mir Kameraden nach vorn. Unsere Linie hat sich inzwischen vorgeschoben. Vorn wird bereits eifrig gebuddelt, eine neue Stellung ausgehoben. Fern, im Dunst des Abends und der Rauchwolken flüchten die Gegner.

Eine Hand knallt mir auf die Schulter.

„Na, alter Bursche, da bist du ja wieder!" schreit mich freudetrunken Kamerad Behrens an. „Ich sah dich in der Feuerwolke verschwinden. Dachte schon, daß von dir nichts mehr übrig bliebe. Aber da sieht man mal wieder, daß der Herrgott einen guten Deutschen nicht so rasch verläßt, was?"

Ich kann nur schweigend dem Kameraden zunicken und seinen Händedruck erwidern. Der Tod war nahe neben mir gewesen. Er hat mich weiterziehen lassen.

Noch ein wenig benommen von dem seltsamen Geschehen buddele ich mich neben meinem Kameraden Behrens ein.

Gegen Mitternacht ist unser Erdloch tief genug, so daß wir uns endlich zur Ruhe niederlegen können.

Es herrscht verhältnismäßige Stille im Frontabschnitt. Nur hier und da pfeffert noch ein feindliches Geschütz gegen einen verdächtig erscheinenden Punkt. Auch diesen vereinzelten „Irrläufern" oder, wie wir sie bezeichneten, „Nachtwandlern" ist schon mancher gute Kamerad zum Opfer gefallen, der sich bereits nach hartem Kampftag in Sicherheit glaubte.

„Sieh an!" brummelt Behrens neben mir, noch von den Eindrücken des Tages erregt, „wir haben wieder vierhundert Meter gewonnen."

Vierhundert Meter?

Ich grüble. Was ist dieser kleine Streifen Land — gegen das viele Leben, das viele Blut, das um ihn vergossen wurde?

Es ist zwecklos, über solche Dinge Betrachtungen anzustellen. Ich weiß es längst. Aber die Gedanken kommen immer wieder und wieder darauf zurück.

„Die Hälfte unserer Kompanie ist draufgegangen", fährt der Kamerad zur Seite fort, als habe er meine Gedanken erraten können. „Manch braver, guter Bursche von den Alten, die seit Anfang dabei waren, ist gefallen. Und nun ist's das vierte Jahr!"

Endlich schläft Behrens ein. Auch ich bin hundemüde. Die Augen fallen mir zu.

Im Traum sehe ich noch einmal das Gesicht jenes Engländers im Granattrichter.

Das grausige Lied der Geschosse weckt mich im Morgengrauen.

Der tägliche Totentanz beginnt.

Wir erhalten den Befehl, den Abschnitt auf jeden Fall zu verteidigen, bis der Nachschub herangekommen ist. Sobald dieser Fühlung mit uns genommen hat, haben wir den zweiten Vorstoß zu beginnen. Das ist ein Zeichen, daß die von hinten kommenden Truppen selbst abgekämpft und erschöpft sind, sonst wären wir abgelöst worden.

Glücklicherweise hatten wir bis zum Vortage fast eine Woche in ruhiger Stellung gelegen und können nun mit verhältnismäßig frischen Kräften nach ausgeruhter Nacht einen zweiten Angriff wagen. Eine Auffüllung unserer Kompanie war allerdings geboten, sie wurde uns auch wegen der schweren Verluste, die wir zu verzeichnen hatten, zugesagt.

So beginnt der neue Tag mit seiner alten Melodie.

Gegen Mittag tauchen in unserem Rücken die grauen Stahlhelme unserer heranrückenden Kameraden auf. Man bringt uns Essen und Munition mit nach vorn, beides brauchen wir dringend.

Das Zeichen zum Angriff wird gegeben.

Sprung auf! Marsch — marsch!

Eine graue Welle stürmt dem kaum einhundert Meter entfernt liegenden englischen Graben.

Wütendes Schießen braust uns entgegen.

Mit einem Schlag ist wieder die Hölle los. Feuer und Stahl scheinen vom Himmel herabzufließen. Ich kann kaum

meinen Nebenmann erkennen. Erdfontänen branden empor und sacken in sich zusammen. Das dröhnt und orgelt und belfert in den Lüften, daß man den einzelnen Einschlag kaum mehr aus dem Orkan der berstenden Granaten herauszuhören vermag.

Von neuem entbrennt ein heftiger Trichterkampf.

Der Gegner flüchtet nach kurzer Gegenwehr. Die Verfolgung wird aufgenommen.

Das Feuer der Geschütze scheint sich zu verstärken. Wir stellen ärgerlich fest, daß es die Granaten unserer eigenen Artillerie sind, die vor und neben uns einschlagen.

Also werfen wir uns in die nächstbesten Erdlöcher. Leuchtraketen steigen hoch: Feuer vorverlegen!

Lange dauert es, bis endlich die Wand von Feuer und Stahl langsam vorrückt. Wir laufen dicht hinter ihr her. Es ist geradezu märchenhaft, mit welcher Genauigkeit unsere Artillerie jetzt schießt. Fast zum Greifen nahe ist diese lodernde, dröhnende Wand. Allmählich vergrößert sich ihre Geschwindigkeit. Wir können endlich wieder flott stürmen.

Vom Gegner ist nicht mehr viel übrig. Unter unserer Feuerwalze gibt es nur Vernichtung, Tod.

Es ist ein leichter Kampf.

Die gegnerischen Geschütze sind verstummt.

Irgendwo heult noch einmal ein englisches Maschinengewehr auf. Ein harter Schlag trifft mich an das rechte Bein. Ich bin getroffen!

Im nächsten Granattrichter lasse ich mich nieder. Ich habe einen Streifschuß erhalten, der nur Fleischteile verletzt hat. Das eine meiner Verbandpäckchen genügt, um das nicht sehr stark fließende Blut zu dämmen und die Wunde notdürftig zu verschließen.

Ich lange mir eben meine Feldflasche vor, um einen erfrischenden Trunk zu nehmen, als der wenige Schritt von mir entfernt liegende Engländer, den ich tot wähnte, eine matte Handbewegung macht. Ich krieche hinüber. Der Stahlhelm ist dem Mann in das Gesicht gerutscht. Ich schiebe ihn hoch und halte dem Verletzten meine Feldflasche an den Mund. Während der Engländer trinkt, kommt mir das Erkennen: es ist jener Mann, dem ich am Vortage gegenübergestanden hatte!

Nun schlägt auch er die Augen auf.

Es gibt keinen Zweifel mehr, er ist's. Die entschlossenen Gesichtszüge sind jetzt von Schmerz verzerrt. Das graue Haar an den Schläfen leuchtet.

„Du bist es, Kamerad?" höre ich in gutem Deutsch den Mann sprechen, darauf tastet seine Hand nach der meinen.

Ich spüre einen leichten Druck.

Dann habe ich dem Engländer die Jacke aufgerissen. Eine böse Schulterwunde ist es, die ich nun mit meinem letzten Verbandpäckchen sorgsam verbinde.

„Ich werde dich nach hinten bringen", sage ich; denn auch für mich ist vorläufig der Kampf borbei. Der Beinschuß würde

in zwei Wochen vielleicht so verheilt sein, daß ich dann wenigstens wieder an die Front zurückkehren konnte.

Mühsam nestelt der Engländer an seiner Rocktasche, dann zerrt er ein Bild hervor.

Ich sehe eine schlanke blonde Frau mit einem vielleicht dreijährigen Jungen an der Seite. Ein zweites Bild zeigt meinen Gegner in Uniform.

„Wenn ich — sterben muß, dann schick es meiner Frau!" bittet der Verletzte. „Ich werde dir die Anschrift sagen —"

Gerade wie ich meinen Bleistift und das Merkbuch hervorziehe, fällt der Engländer in eine tiefe Ohnmacht. Schmerzen und Blutverlust waren zu stark gewesen.

Wenig später kommen zwei deutsche Sanitäter heran. Ich bitte sie, den Engländer mitzunehmen, und erbiete mich, das eine Ende der Tragbahre selbst zu übernehmen, während der andere Sanitäter zurückbleibt, um weiter nach Verwundeten zu suchen.

Langsam geht es zurück.

Mit größter Willensanstrengung gelingt es mir, den Schmerz im Bein zu überwinden. Das unebene Gelände, die vielen Granattrichter machen das Gehen zur Qual.

Endlich erreichen wir einen Sammeltransport, der auch mich aufnimmt. Auf schwankendem, knarrendem Karren geht es nach dem nächsten Feldlazarett.

Das Gewühl am Verbandsplatz hat uns dann aber auseinander gebracht. Ich habe den verletzten Gegner nicht mehr sehen und sprechen können.

Als ich zwei Tage später weit hinter der Front in einem größeren Lazarett liege, kann ich die Bilder hervorziehen und noch einmal betrachten.

Auf dem Bild der Frau des Engländers finde ich den Namen „A. Cunnings" eingezeichnet. Ist es der des Engländers oder etwa der Name des Fotografen?

Ein wenig sinne ich noch um dieses Erlebnis, dann fordert der Tag sein Recht.

Meine Verwundung ist bald geheilt, doch der geschwächte Zustand meines Körpers macht einen längeren Urlaub notwendig.

Im Oktober 1918 bin ich wieder an der Front.

Dann kommt der Zusammenbruch im Inneren Deutschlands. Wir beißen grimmig die Zähne zusammen, weil wir nun zurückmüssen.

Geschlagen?

Nein, bei Gott! Die Gegner haben uns nicht überwunden! Aber sie fühlen sich als die Sieger und folgen uns dicht auf den Fersen.

In der Heimat erwartet mich der Kampf gegen die roten Banditen. Und als auch das vorbei ist, nehme ich den Kampf mit dem Leben auf, um die Möglichkeit zu finden, meine Frau und meine beiden Kinder zu erhalten.

Der Krieg — liegt weit zurück.

Nur manchmal, in den wenigen stillen und besinnlichen Stunden kommt das Erinnern.

Dann sind die Kameraden neben mir, die draußen blieben.

Schweigsame Zwiesprache bricht an.

Es ist keiner vergessen.

Auch du nicht, Kamerad Behrens, der du am Ufer der Marne zum ewigen Schlaf gebettet liegst! —

Die Jahre sind dahingegangen.

Die Wunden, die der große Krieg schlug, waren allmählich vernarbt.

Ein neues Geschlecht, eine neue Jugend wuchs heran. Und diese Jugend strebte danach, in einem friedlichen Wettstreit mit den Söhnen der anderen Völker die Kräfte zu messen.

Der Sport packte auch mich. Mein Junge war längst dabei. Er hatte sich im Achthundertmeterlauf zur Spitzenklasse emporgearbeitet.

Ich war stolz auf den Burschen. Oft durfte er sein Vaterland im Ausland vertreten. Und er schlug sich tapfer. Gewiß, nicht immer siegte er, nicht jedes Mal war er unter den Besten, aber man stellte ihn auch immer wieder in unserer Ländermannschaft auf. Dies deutete ich als ein Zeichen, daß seine gute Form die gleiche blieb, und daß nur die der Gegner verschieden war.

Im Jahr 1935 erlebte London ein großes internationales Sportfest.

„Vater, du mußt mit uns über den Kanal fahren!" hatte mir mein Sohn zugerufen, als er mit der Freudenbotschaft in das Zimmer stürzte, daß auch er die deutschen Farben in Englands Hauptstadt vertreten dürfe.

Der Vorschlag meines Sohnes war bestechend für mich. Selbst einmal dabei sein zu können, wie der Junge gegen stärkste ausländische Könner kämpfte — das war etwas für mich! Und schließlich hatte ich mir schon längst einmal eine größere Reise gewünscht, das war der bisher unerfüllt gebliebene Traum meines Lebens.

Also — auf nach London!

Während der Überfahrt wuchs die Begeisterung meines Jungen.

„Wenn du dabei bist, Vater“, erklärte er mir stets von neuem, „dann werde ich meine größte Leistung im Ausland schaffen!“

Ich freute mich über den Burschen.

„Wir laufen drüben zwar nicht nach Metern, sondern nach Yards, aber das macht fast gar nichts“, erklärte er mir weiter. „Mein schärfster Gegner ist letzthin nahe an den bestehenden Weltrekord herangekommen. Das wird eine schwere Sache für mich. Aber ich werde bestimmt gut abschneiden!“

Endlich war der große Tag gekommen.

Die Begrüßung der deutschen Sportler war sehr herzlich. Ich erkannte, wie stark eigentlich die Bande waren, die Deutsche und Engländer rassenmäßig verknüpften. Und der Sport schien dieses Band noch enger um die beiden Völker schließen zu wollen.

Die Erregung der Massen während der Wettkämpfe ging auch auf mich über.

Ich saß auf meinem Platz und schaute nach der Startstelle hinüber, auf dem sich nun die Läufer aufstellten. Unter ihnen mein Junge.

Da standen zwei Engländer neben ihm, ein Franzose, ein Schwede, ein Finne, ein Pole und ein Italiener. Das waren die letzten, die zur Entscheidung antraten, nachdem sie sich in den Vorkämpfen durchgesetzt hatten.

Der Startschuß ertönte.

Der Wettlauf begann.

Auf den ersten hundert Yards lag mein Junge inmitten des Feldes der Läufer. Bei dreihundert schob er sich mehr und mehr vorwärts. Die Spitze wurde von den beiden Engländern gehalten.

Sechshundert!

Mein Sohn hatte inzwischen einen überraschenden Vorstoß unternommen. Jetzt lag er dicht hinter dem führenden Engländer, dessen Landsmann einige Meter zurückgefallen war.

Die Begeisterung der Massen stieg.

Man erkannte, daß die endgültige Entscheidung nur zwischen dem augenblicklich führenden Engländer und dem jungen Deutschen liegen konnte.

Die englischen Besucher des Sportfestes feuerten ihren Läufer unermüdlich mit gellenden Zurufen an.

„Cunny! Cunny!" schallte es über den weiten Platz.

Siebenhundert Yards!

Mein Junge setzte zum Endspurt an. Schon lag er einen halben Meter vor dem Gegner. Auch der Engländer gab sein

Letztes her, um den Sieg zu erringen und sich nicht von dem Deutschen überflügeln zu lassen.

Das Toben der Massen war unbeschreiblich! Einen derart spannenden und verbissen geführten Kampf um die Entscheidung hatte man nicht oft zu sehen bekommen.

Das Zielband schimmerte.

Zoll um Zoll schob sich der Engländer näher an den führenden Deutschen heran.

Seite an Seite gingen die beiden Kämpfer im toten Rennen durch das Ziel.

Es gab keinen Unterlegenen. Es gab in diesem unentschiedenen Kampfe zwei Sieger!

Nur langsam verebbte der Lärm, der die beiden jungen Menschen umtost hatte, die sich nach dem Laufe aufs herzlichste umarmten.

Mich hielt es nicht mehr auf meinem Platze. Ich benutzte die eingetretene kurze Pause, um das Stadion zu verlassen. Mit meinem Jungen hatte ich in der Nähe der Umkleideräume, die im Klubhaus am Rande des Stadions gelegen waren, einen Treffpunkt vereinbart.

Nach einer halben Stunde erschien denn auch mein Sohn an der Seite seines englischen Gegners.

Freudestrahlend kamen sie auf mich zu.

„Das ist mein Kamerad Cunnings!" sagte mein Junge, und ich reichte dem jungen Engländer erfreut die Hand.

Fast im gleichen Augenblick trat ein älterer Herr zu der Gruppe. Der Sportler an der Seite meines Sohnes wandte

sich zu ihm und wollte ihn mir eben vorstellen, als der Grauhaarige eine leicht abwehrende Handbewegung machte.

„Ich glaube", sprach er, „wir beiden Alten kennen uns schon!"

Ein feines Lächeln stand um den scharfzügigen Mund des Mannes.

Das Schlachtfeld an der Marne erwuchs blitzhaft vor meinen Augen.

„Cunnings!" rief ich aus. „Kamerad Cunnings!"

„Ja, ich bin es", sprach er bewegt, und wir fielen uns zum Erstaunen der beiden Jungen um den Hals. Wir schämten uns auch der Tränen nicht, die in unseren Augen standen.

Immer wieder klopften wir uns auf die Schulter.

„Kamerad! Das ist ein Wiedersehen!"

Und allmählich begriffen die beiden Sportler, daß sich ihre Väter hier in London getroffen hatten. Ihre Väter, die vor Jahren im Ringen des Weltkrieges einander gegenübergestanden hatten, die auf dem Trichterfeld der Westfront einen ungleich verbissenereren Kampf führten, als ihn ihre Söhne vor kurzer Zeit auf der Aschenbahn ausgetragen hatten.

Das gab blitzende Jungenaugen an diesem Tage!

Hand in Hand schritten wir den breiten Parkweg entlang.

Wir waren Kämpfer.

Und wir waren Kameraden!

# U-Boot im Treibeis

Und dann beginnt ein Kamerad aus Norddeutschland die Geschichte von seinem Freund Klaus zu berichten:

Klaus Rogge schob sich ein wenig zögernd durch die Tür in das Arbeitszimmer seines Vaters. Neben dem Schreibtisch blieb er dann geduldig stehen und wartete, bis der Vater mit seiner Schreibarbeit fertig geworden war und nun zu ihm aufschaute.

„Was gibt's, mein Junge?"

Der Zeigefinger des Sohnes fuhr langsam auf der Zierlinie am Rande des Schreibtisches entlang.

„Ich — ich wollte dir nur sagen", begann Klaus Rogge, „daß ich — daß ich mich freiwillig gemeldet hab —"

Mit einem Ruck richtete sich der Vater auf und lehnte sich in seinem Stuhl zurück. Sein prüfender Blick war auf das geneigte, aber unbewegliche Gesicht seines Sohnes gerichtet.

„Was hast du da gesagt?"

„Du weißt doch, Vater, daß ich schon lange heimlich versucht hab, als Kriegsfreiwilliger anzukommen", fuhr nun Klaus Rogge lebhafter fort. „Und immer hat man mich abgewiesen. Jetzt aber bin ich bald achtzehn Jahre alt! Da dachte ich, daß — daß —"

„Daß nun dein wehrfähiges Alter angebrochen ist?" unterbrach der Vater den Zögernden.

„Ja, Vater."

„Ohne meine Erlaubnis abzuwarten, bist du zum Bezirkskommando gegangen?"

„Es — es ging nicht anders, Vater."

„Und was macht dein Examen?"

„Das wird natürlich erst noch bestanden!" lautete die Antwort, während die Augen des Jungen blitzten.

„Du steigst also ins sogenannte Notexamen?"

„Ich bin nicht der einzige. Der Röver ist auch dabei, und der Hinrichs."

Vater Rogge mußte lächeln. „Natürlich! Der Röver und der Hinrichs! Als wenn es anders sein könnte! Ihr drei müßt ja in allen Dummheiten wie Pech und Schwefel zusammenhalten!"

„Vater!" fuhr Klaus auf. „Ich habe viele Dummheiten gemacht in meinem Leben, das gebe ich zu. Aber dieses Mal — das ist keine Dummheit gewesen!"

Vater Rogge hob beschwichtigend die Hand.

„Na, na! Nicht gleich so wild! So bös war das ja nicht von mir gemeint. Nun aber zu deinem Entschluß, als Kriegsfreiwilliger in die Marine einzutreten! Das heißt — du hast dich wohl ohne Zweifel bei der Marine gemeldet?"

„Natürlich, Vater! Was anderes kommt ja für uns von der Waterkant gar nicht in Frage!" rief Klaus Rogge aus.

„Bist du dir auch im klaren darüber, Klaus, daß du neben Röver und Hinrichs — der schwächste Bursche bist?"

Ein Schatten glitt über das helle Gesicht des Sohnes.

„Ich weiß, Vater", murmelte er. „Ich bin nicht kräftig. Die Krankheit vor drei Jahren — hat mich zu weit zurückgeworfen. Ich hab zwar viel geturnt und auch immer tüchtig gegessen, bloß damit ich stark und kräftig werde —"

„Viel hat's leider nicht genützt", bestätigte der Vater. „Für dein Alter bist du zu leicht. Und für den Kriegsdienst, fürchte ich, bist du ebenfalls zu leicht befunden."

„Nein, Vater! Als Leichtmatrosen nehmen sie mich!" entgegnete Klaus Rogge stolz.

„So? Das weißt du schon?"

„Ja, Vater. Ich hab mit dem Stabsarzt gesprochen. Mein Gesuch wird angenommen. In vierzehn Tagen habe ich mich zu stellen."

Klaus zog, um seine Erklärung durch einwandfreie Unterlagen bekräftigen zu können, ein amtliches Schreiben aus der Tasche. Er legte es auf den Schreibtisch, nicht ohne nochmals nachdrücklich seinen Daumen darauf gedrückt zu haben.

„Hier steht's schwarz auf weiß!" bemerkte Klaus fröhlich.

Vater Rogge las den Einberufungsbefehl sehr gründlich durch. Dann schaute er zu seinem lächelnden Jungen auf.

„Also dann ist's doch soweit", murmelte er. Seine Hand fuhr in den aschblonden Schopf des Sohnes. „Und so ganz heimlich hast du das gemacht? Ohne mir ein Sterbenswörtchen davon zu verraten?"

„Sei mir nicht bös deswegen, Vater! Ich wollte dich überraschen. Und ich wußte ja, daß du stolz auf deinen Jungen

sein wirst, wenn er erst mal als Kriegsfreiwilliger vor dir stehen kann!“

„Könntest recht haben, Klaus. Aber erst richtig stolz bin ich auf dich, wenn du dein Examen bestanden hast, ehe du dir die Matrosenkluft anziehst, verstanden?“

„Zu Befehl, Vater!“ sprach Klaus und knallte die Hacken zusammen.

„Schön. Und was wird deine Gerda zu allem sagen?“ meinte Vater Rogge mit heimlichem Schmunzeln.

Jähe Röte schoß in das Gesicht des Sohnes.

„Wie — wie kommst du grad auf Gerda?“ stammelte Klaus überrascht.

Der grauhaarige Vater Rogge lachte nun schallend auf. „Meinst du, ich hätte euch Leisetreter nicht gesehen, wenn ihr am Gartenzaun geschäkert habt?“

Die Verlegenheit des Jungen stieg mehr und mehr.

„Geschäkert!“ bemühte er sich, seinen Vater zu verweisen. „Wie du da redest, Vater! Ich hab bloß mal hin und wieder ein paar Worte mit Gerda über unseren Garten gewechselt.“

„Natürlich!“ bemerkte Vater Rogge.

„Schließlich kann man ja noch mit unseren netten Nachbarsleuten ein Wort sprechen, nöch?“ fuhr Klaus fort.

„Das gehört sich sogar!“ bestätigte Vater Rogge unbewegt.

„Siehst du!“ fiel ihm der Sohn eifrig ins Wort. „Das ist eben auch meine Meinung gewesen. Und was die Gerda anbetrifft, so — so —“

„Nun?“ drängte der Vater.

„Du wirst zugeben müssen, daß Gerda ein nettes Mädel ist!“ platzte Klaus heraus.

Vater Rogge mußte sich das Lachen verbeißen. Er warf einen kurzen Blick durch das halbgeöffnete Fenster.

„Wenn du dich beeilst“, sprach er, „dann erwischst du sie noch.“

„Wen? Die Gerda?“ rief Klaus hastig aus.

„Ja. Sie steht nämlich schon seit zehn Minuten am Gartenzaun. Allem Anschein nach wartet sie auf —“

Vater Rogge brauchte nicht weiter zu sprechen, sein Sohn war bereits aus dem Zimmer gestürmt. Jetzt aber schloß Vater Rogge behutsam das Fenster und zog den Vorhang zu. Man soll junge Leute nicht heimlich beobachten. Das gehört sich nicht. „Auch nicht für die eigenen Eltern“, dachte sich Vater Rogge im stillen.

Inzwischen hatte Klaus den Garten erreicht. Zwischen Blüten und Blättern leuchtete das weiße Kleid des Mädchens.

Da stand Klaus schon vor Gerda, deren Augen groß und fragend auf ihn gerichtet waren.

„Ich hab's geschafft, Gerda!“ rief Klaus heftig atmend aus. „Ich bin angenommen worden! In vierzehn Tagen geht's los! Was sagst du dazu?“

Die Augen des Mädchens leuchteten auf.

„Freuen tu ich mich, Klaus! Und ich bin stolz auf dich!“ Zwei schmale Hände streckten sich dem Jungen entgegen, die er innig drückte. Dann brach Gerda ein in der hereinbrechenden Dämmerung des Abends eben erblühtes Jasminzweigchen und steckte es in das Knopfloch der Jacke von Klaus.

„Wenn du draußen — auf See bist“, flüsterte das Mädchen, „wirst du dann auch ein bissel an mich denken, ja?“

„Ganz bestimmt!“ antwortete Klaus. „Und wenn ich mal Urlaub hab, dann gehen wir beide durchs Dorf spazieren. Arm in Arm natürlich, nicht wahr, Gerda? Und da werden wir uns einen Teufel drum scheren, was die Leute dazu sagen!“

Lachend stimmte Gerda ihm zu. —

Ein halbes Jahr später traf ich Klaus Rogge, den Leichtmatrosen, im Dorf. Er eilte sofort auf mich zu und begrüßte mich herzlich, kannten wir uns doch schon seit vielen, vielen Jahren.

„Fein, daß ich dich seh!“ rief er aus. „Ich hab grad meinen letzten Urlaub vor der nächsten Ausfahrt. Du weißt gar nicht, wie sehr ich darauf brenne, endlich mal vor den Feind zu kommen!“

„Immer sachte voran!“ meinte ich lachend. „Für dich wird's noch genug Arbeit im Kriege geben, mein ich.“

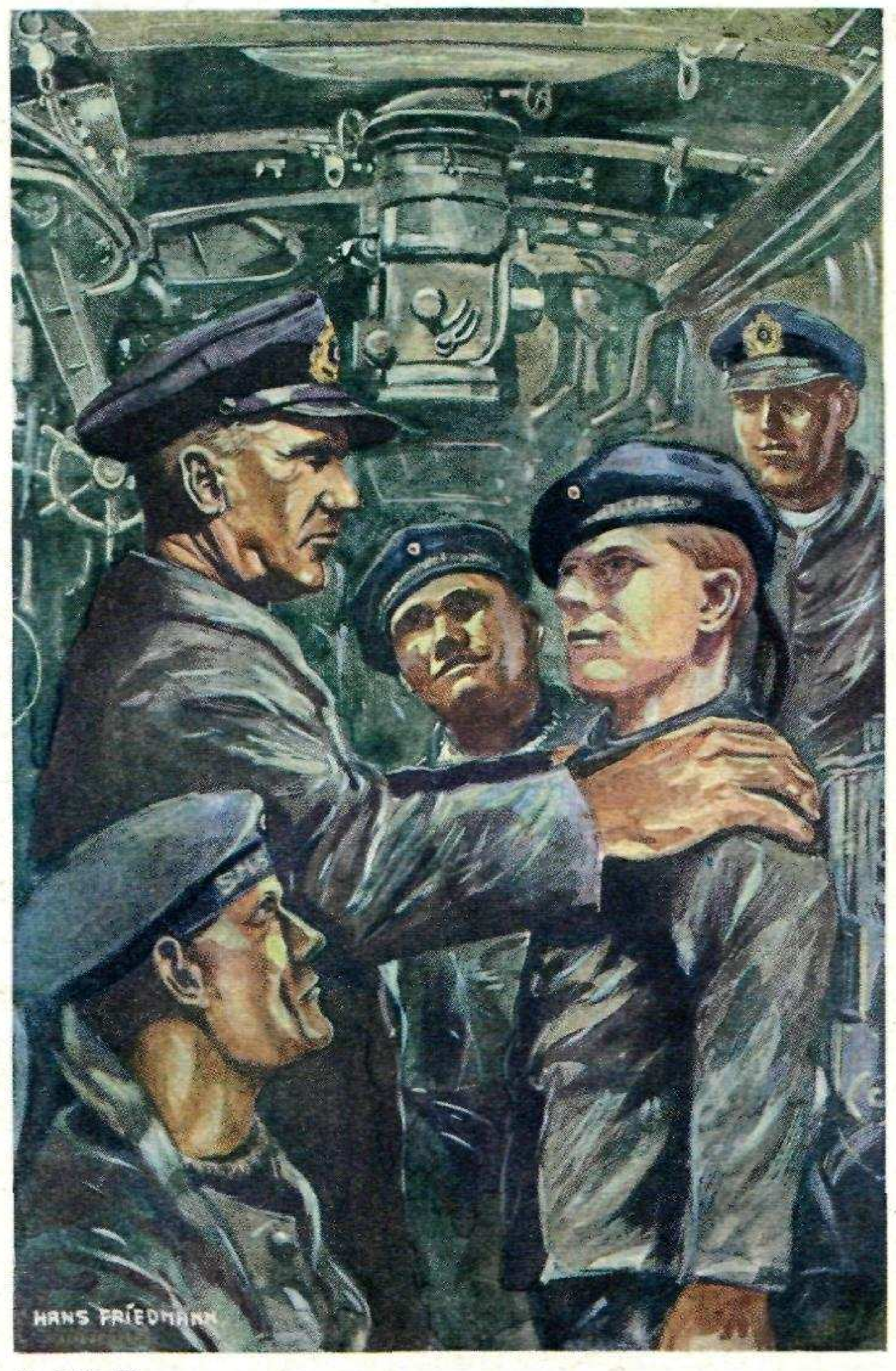
Wir schritten langsam Seite an Seite die Dorfstraße hinunter dem kleinen Fischerhafen zu.

„Ich möchte nämlich gar zu gern auf ein Unterseeboot kommen“, bemerkte Klaus Rogge seufzend. „Alles Mögliche hab ich schon versucht, aber stets bin ich abgewiesen worden.“

Ich warf einen prüfenden Blick über die schlanke, schmächtige Gestalt des Leichtmatrosen.

„Wirst halt noch warten müssen“, sprach ich.

„Warten! Immer dieses ewige Warten!“ brach es aus ihm hervor. Und dann packte er jäh meinen Arm. „Sag, kannst




Zu Seite 55

du nicht etwas für mich tun? Du bist doch einem U-Boot zugeteilt?"

Nachdenklich ließ ich mich auf den Kiel eines kleinen, am Ufer liegenden Bootes nieder.

„Das ist nicht so einfach, wie du dir das denkst."

„Aber freilich! Du wirst's schon fertigbringen!" rief Klaus, lebhaft und von neuer Hoffnung erfüllt, aus.

„Ich bin kein Kapitän, Klaus", warf ich ein. „Und auch wenn ich einer wäre, dann geht das immer noch über das Bezirkskommando."

„Ach was! Wir wenden uns einfach an die zuständige Marinedivision. Und wenn du deine Empfehlung dazu gibst, dann wird's schon klappen! Meinst du nicht?"

Ich mußte über den Eifer des Jungen lachen. Bei diesen Burschen mußte eben alles „einfach" und „fix" gehen, das war ihnen selbstverständlich. Das war die Art der Kriegsfreiwilligen.

„Versuchen können wir's ja mal", meinte ich. „Aber ich weiß, daß es schwer sein wird, deine Bitte zu erfüllen und deinen Antrag durchzusetzen. Ein U-Boot ist kein Linienschiff."

„Ach, das wird sich schon einschunkeln", bemerkte Klaus. „Vielleicht wird gerade im U-Boot zu bestimmten Zwecken mal ein kleiner schlanker Leichtmatrose gebraucht; das kann man nie vorher wissen. Ich werde euch jedenfalls beweisen, daß ich meinen Mann stellen kann!"

Den Abend mußte ich im Hause Rogge verbringen; denn Klaus brannte darauf, mir seine „Kriegsbraut" Gerda vorzustellen, ein munteres, etwa sechzehnjähriges Mädchen. Die

Eltern von Klaus und Gerda freuten sich über die jugendliche Schwärmerei der beiden jungen Menschen.

Es war ein netter, fröhlicher Abend, den ich im Hause meines Freundes Klaus verleben durfte. Der Leichtmatrose hatte mich als „seinen neuen U-Boots-Kameraden" eingeführt, — für ihn stand es also schon fest, daß auch er bald auf einem U-Boot stehen würde. Ich hatte „einfach" dafür zu sorgen, daß sein Wunsch in Erfüllung ging. Das war „klar".

Einige Tage später verließ ich das kleine Dorf an der Nordseeküste und trug in meiner Tasche das Gesuch des Leichtmatrosen Klaus Rogge, der unter allen Umständen seine Kriegsdienste auf einem deutschen Unterseeboot leisten wollte. Und damit sich die vorgesetzten Stellen nicht erst den Kopf darüber zerbrechen sollten, welchem Tauchboot sie den Antragsteller zuweisen könnten, hatte Klaus der Einfachheit halber die Nummer jenes Bootes, dem auch ich zugeteilt war, angegeben.

„Wenn man's den Dienststellen so leicht macht", sagte Klaus Rogge beim Abschied zu mir, „dann kann die Sache eigentlich gar nicht schief gehen."

Und der fixe Junge sollte recht behalten: sie ging nicht schief. Sein Gesuch wurde befürwortet, und zwei Wochen darauf hatten wir an Bord unserer „Lieselotte", wie wir unser U-Boot nannten, einen etwas vorlauten Leichtmatrosen. Der Kapitän war mit ihm zufrieden; denn Klaus Rogge hatte die erste Sprosse der Ruhmesleiter erklettert und strebte danach, einmal ein tüchtiger U-Boots-Kommandant

zu werden. Dieses Ziel war ein mächtiger Ansporn für ihn, die ihm übertragenen Befehle gewissenhaft und schnell auszuführen, so daß er bereits nach kurzer Zeit ohne weiteres zu den Arbeiten eines Vollmatrosen herangezogen werden konnte. Die Bezeichnung „Leichtmatrose" paßte nun eigentlich nur noch auf sein jugendliches Alter und die schmächtige Gestalt.

Als eines Morgens der Befehl zum Auslaufen kam, blitzte es in den Augen des neben mir stehenden Leichtmatrosen auf. Er stieß mir seinen Ellbogen in die Seite.

„Paß auf, jetzt geht's ran an den Feind!" meinte er.

Unser Kapitän schien einen bestimmten Auftrag erhalten zu haben, über den er sich allerdings uns gegenüber ausschwieg. Daß er vor Beginn der Fahrt sein besonderes Augenmerk auf die Torpedorohre legte, war für uns das untrügliche Zeichen, daß wir in den Kampf fuhren.

Hoch oben im Norden befand sich die Blockadelinie der Engländer. In Einzelangriffen sollten deutsche Tauchboote — wie wir später erst erfuhren — die englischen Kriegsschiffe beunruhigen, damit einige Frachtdampfer unbehelligt die Linie durchbrechen konnten.

In schneller Fahrt ging es vorwärts.

Im Inneren der Lieselott herrschte freudige Erregung. Die Besatzung fieberte wie ein Mann darauf, an den Feind zu kommen, um ihm eine der „guten Zigarren", wie die Torpedos genannt wurden, in den Bauch zu jagen. —

Regenschwer hingen die Wolken tief über dem Ozean.

Unser Unterseeboot hatte die Blockadelinie der feindlichen Kriegsschiffe durchbrochen. Starker Sturm peitschte das nördliche Eismeer, die Wogen schossen hoch über das schmale Deck und brandeten mit schäumendem Gischt um den kleinen Geschützturm.

Kapitän Kelling starrte durch das Fernglas nach Süden. Mehrere Torpedoboote und U-Bootjäger hatten sich zur Verfolgung aufgemacht und hetzten nun hinter unserem Tauchboot her. Wir sahen keine andere Möglichkeit, als zunächst nach genügendem Vorsprung Schutz im Treibeis zu suchen.

Unser Beginnen war gefährlich. Immerhin konnten wir durch rechtzeitiges Tauchen die Gefahren mindern, die uns hier umgaben. Der Gegner aber würde angesichts der Treibeisgrenze umkehren und die weitere Verfolgung aufgeben. Vielleicht glaubte er, daß wir ohnehin unserem Verderben entgegenfahren würden.

Ein heftiger Stoß erschütterte plötzlich unsere Lieselott. Längs der Bordwand wurde ein Knirschen und Dahinstreifen vernehmbar.

„Stop!"

Im Strudel hinter dem Unterseeboot kantete eine Eisscholle hoch und versank mit spitzem Ende wie eine Haiflosse im Meer.

Hundert Meter zurück fuhr eine Granate zischend in die Wogen des Ozeans.

„Alles klar zum Tauchen!"

Die blaugrünen Wasser gurgelten über den Stahlwänden. Kurze Zeit später konnten die Verfolger nichts mehr ent-

decken. Sie drehten ab, um dem für sie nicht weniger gefährlichen Treibeis zu entgehen.

Kapitän Kelling hatte das Sehrohr einziehen lassen, um dem Feind jedes Ziel und damit jede Möglichkeit zu einem weiteren Schuß zu nehmen.

Nur langsam ging es unter Wasser vorwärts. Zu weit nach Norden hinauf durfte man sich nicht wagen.

Neben einem der Torpedorohre saß Klaus Rogge mit heißem Kopf. Ihm steckte noch das Erlebnis des vor Stunden erfolgten Kampfes im Blute. Wir hatten einen der englischen Kreuzer durch einen Torpedoschuß kampfunfähig gemacht, so daß er sich abschleppen lassen mußte. Den Todesstoß vermochten wir ihm allerdings nicht mehr zu versetzen, da die Gegner mit ihren flinken Torpedobooten und U-Bootjägern herankamen, deren Übermacht wir in einem offenem Kampfe nicht gewachsen waren. Unser Kapitän hatte ganz richtig gehandelt, indem er versuchte, einen Vorsprung herausholen zu lassen, um dann im günstigen Augenblick zu tauchen. Das war keine Sekunde zu früh oder zu spät gewesen; denn die erste Granate war nur hundert Meter hinter uns ins Wasser gefahren. Bei weiteren Schüssen hätten sich die Gegner dann auf das Ziel besser einschießen können.

Nach Verlauf einer Stunde, die wir in etwa zwölf bis sechzehn Metern Tiefe verbracht hatten, konnten wir versuchen, wieder an die Oberfläche zu gelangen. Unsere Lieselott hatte inzwischen unter Wasser beigedreht und den Kurs nach Süden aufgenommen, so daß wir annehmen durften,

außerhalb der eigentlichen Treibeiszone wieder an das Tageslicht zu gelangen.

Langsam und gleichmäßig stieg das Boot, saß aber dann mit einem Ruck fest.

Alle Bemühungen blieben ohne Erfolg. Unser Boot bewegte sich weder vorwärts noch rückwärts. Auch ein weiteres Steigen erwies sich als unmöglich. Eine Wendung war ebenfalls nicht mehr auszuführen, dabei befanden wir uns etwa nur noch sechs bis acht Meter unter der Oberfläche.

Kapitän Kelling hantierte am Sehrohr. Doch auch dieses ließ sich nicht ausdrehen.

„Wir sind vom Eis umschlossen!"

Totenstill wurde es in den Räumen unseres Unterseebootes. Reglos standen wir an unseren Plätzen, an die uns der Befehl gebunden hielt.

Es war unmöglich, kurz entschlossen mit allen Maschinenkräften einen Vorstoß zu wagen. Das Eis war der gefährlichste Feind des Tauchbootes unter Wasser. Jede Gewaltlösung würde nur Boot und Mannschaft gefährden, das wußten wir alle, vom Leichtmatrosen bis hinauf zum Kapitän.

Ein Schatten glitt durch die Reihen der Matrosen.

Klaus Rogge stand vor dem Kapitän.

„Haben wir nicht einen Taucheranzug an Bord?" ertönte seine helle Stimme durch das tiefe Schweigen.

Der Kapitän wandte sich um und musterte erstaunt den Leichtmatrosen.

„Was soll diese Frage, Junge?"

Klaus rieb seine Finger ein wenig verlegen an der schmutzigen Hosennaht. Es schien ihm peinlich, in dieser bangen Stunde durch seine unvermutete und unbedachte Frage plötzlich im Mittelpunkt der ganzen Besatzung zu stehen.

„Ich meine nur, daß ich vielleicht — durch eines der Torpedorohre hinauskriechen könnte, um nachzusehen, warum das Boot festliegt?"

Es war, als ginge ein Aufatmen durch die Kammern des Tauchbootes.

„Kein dummer Gedanke!" murmelte der Kapitän vor sich hin.

„Deswegen ist er ja auch von mir!" trumpfte Klaus Rogge auf.

„Ein Lausebengel bist du!" wetterte der Kapitän gutmütig los.

„Aber der einzige, der durch das Rohr kriechen kann!" behauptete Klaus, seiner Sache nun durchaus sicher. Es gab ja gar keine andere Möglichkeit mehr, die Lage zu untersuchen.

Dicht vor Klaus trat der Kapitän hin.

Auge in Auge stand er dem Leichtmatrosen gegenüber.

„Es kann — dein Leben kosten, Junge!"

Ein Lächeln zog über dessen Gesicht.

„Ach — Käptn — das macht nix!"

Wirklich, Klaus sagte „Käptn" wie ein alter, ergrauter Seefahrer. Und unser Kommandant dachte gar nicht daran, den Jungen darauf hinzuweisen, daß er „Herr Kapitän" zu sagen habe.

„Wir liegen ja nicht sehr tief", sprach Kelling nachdenklich. „Trotzdem ist die Sache sehr gefährlich!"

„Für mich nicht", erklärte Klaus Rogge kurz und bündig.

„Du bist — zu leicht, Junge!"

„Für eine solche Aufgabe — schwer genug", entgegnete der Leichtmatrose zuversichtlich.

Nach kurzem Sinnen legte der Kapitän beide Hände auf die Schultern des Wagemutigen.

„Gut. Mach dich fertig, Junge!"

Klaus wurde in den Taucheranzug gesteckt, wurde mit Beil und Eissäge ausgerüstet und bekam die nötigen Verhaltungsmaßregeln, wie er sich mit der Leine am Gürtel des Taucheranzugs an den Ringen und Ösen an der U-Boot-Außenwand einhaken müsse, damit er nicht abgetrieben werde, usw. Die nötige Atemluft erhielt er durch den Sauerstoffapparat im Taucheranzug.

„Mach's gut, Klaus!" sagte ich zu ihm, ehe man ihm den schweren Taucherkopf aufsetzte.

Der Leichtmatrose lachte mir nur fröhlich zu.

So schob man denn den schmächtigen Burschen in das Torpedorohr, um ihn nach außen zu schleusen.

Mit angehaltenem Atem lauschten wir, als Klaus sich außer Boot befinden mußte.

Hier und da deutete einer der Matrosen mit dem Finger nach irgendeiner Stelle der Wandung. Dann wußten wir, daß dort schürfende Geräusche zu hören gewesen waren. Wir konnten feststellen, daß Klaus ganz bedachtsam ans

Werk ging. Zuerst war er am Bug tätig, dann ging es langsam nach dem Heck hinunter. Die Geräusche, wie er sich an der rings um das Boot laufenden Stahltrosse weiterbewegte, waren hier im Inneren nur ganz schwach zu vernehmen, aber bei der herrschenden Stille doch festzustellen.

Eine viertel, eine halbe Stunde verstrich.

Es war draußen still geworden.

Wo blieb Klaus? War ihm ein Unglück zugestoßen? Hatte ihn die Schwäche übermannt? Hing er ohnmächtig in dem ungewohnten Taucheranzuge?

Nicht länger als eine halbe Stunde sollte er draußen bleiben, so hatte ihm unser Kapitän befohlen.

Endlich ertönte das vereinbarte Klopfzeichen an der Wandung, unmittelbar neben dem Lauf des Torpedorohres.

Wir zogen einen völlig Erschöpften in das Innere unseres Bootes.

Als der Kapitän sich über Klaus beugte, hob er mit matter Geste die Hand und sprach mit kaum verständlicher, schwerer, fast lallender Stimme: „Schraube war — Eis umschlossen! Müssen tauchen — dann rückwärts! Oben überall — Eis!"

Eine Ohnmacht hielt darauf unseren Leichtmatrosen lange umfangen. Blut tropfte zwischen seinen Lippen hervor. Die ungewohnte Taucherarbeit hatte ein Lungenbluten zur Folge gehabt.

Der Kapitän folgte den Anweisungen des Leichtmatrosen. Nachdem das Boot getaucht war, fuhr es ein kurzes Stück rückwärts, um nach halber Drehung wieder Kurs nach dem

Süden zu nehmen. Nach einer Unterwasserfahrt von etwa fünfhundert Metern stieg das Unterseeboot unbehelligt auf.

Sonne lag über den leicht bewegten Wassern des Ozeans.

Vom Feinde war nichts zu sehen.

Wir waren gerettet!

Unten aber lag Klaus Rogge. Sein Atem ging stoßweise, röchelnd. Ich hielt seine Hände in den meinen.

„Du —", flüsterte mein junger Kamerad mir zu, der ich mich über sein Gesicht beugte, „in meiner — linken — Brusttasche —"

Ich griff hinein und zog eine Brieftasche hervor. In dem einen Fach war ein Brief, von Mädchenhand geschrieben. Im anderen Fach lag ein vertrockneter Zweig.

Leicht haftete der Duft von Jasmin daran.

„Du wirst es — Gerda — bringen?"

„Willst du ihr das nicht selbst geben?" versuchte ich den Jungen aufzumuntern.

Leicht schüttelte er den Kopf. Ein feines Lächeln bildete sich um den Mund.

„In diesem — Leben — nicht mehr —"

Ein Blutsturz machte wenig später dem jungen Heldendasein des Klaus Rogge ein Ende.

Als wir ihm die letzte Hülle bereiteten, um seinen Leib dem Grunde des ewigen Meeres anzuvertrauen, stand noch immer ein kleines Lächeln um des Toten Lippen, als spräche er es noch einmal frank und frei: „Ach, das macht nix, Käptn —!"

# Zwei kehren heim

Ich gehörte zur Marine-Division, die in Flandern gekämpft hatte. Im Jahre 1917 kam ich in die Heimat zurück, da ich wegen meiner schweren Verwundungen nicht mehr für den Dienst tauglich war. Meine Frau und meine vier Kinder jubelten, als für Vater der Krieg gewissermaßen aus war, doch ich konnte mich mit der neuen Lage nicht recht abfinden.

Eines Tages saß ich in unserem Dorfkrug, als der alte, weißhaarige Kapitän Krömer an meinen Tisch trat und sich nach kurzem Gruße neben mir niederließ.

Das war an sich eine Seltenheit; denn Krömer gehörte zu den verschlossensten und verschwiegensten Menschen, die jemals an der Küste gewohnt haben. Ich glaube, er hatte in seinem langen, wechselreichen Leben noch niemals auch nur für fünf Minuten Seemannsgarn gesponnen.

Es dauerte auch eine ganze Weile, ehe er das erste Wort an mich richtete.

„Wat machst du denn jetzt?" fragte er.

„Nix", war meine Antwort.

„Magst nicht mehr aufs Wasser?"

„O doch. Aber es ist keine Gelegenheit dazu. Die Mariner können mich nicht mehr brauchen."

Kapitän Krömer schlug mit der Hand durch die dichte Rauchwolke, die vor seiner Nase schwebte und die seiner qualmenden Tabakspfeife entstammte.

„Die Mariner — so, so. Na, du hast ja auch woll ein tüchtigen Schuß abgekriegt — in Flandern, nöch?"

„Es langt für alle Zeiten, Käptn", sagte ich.

„Aber so'n bißchen auf Wasser — das steckt dir woll noch in den Knochen?"

„Freilich!"

Wieder verging eine hübsche Zeit, ehe der Alte mit dem herausrückte, was ihn im Inneren seit langer Zeit stark zu beschäftigen schien.

„Du weißt, daß die Engländer eine Blockade gelegt haben. Dat is man eine schlechte Angewohnheit von die Kerls. Und unsere Leute im Land haben nix zu beißen. Wat sagst du dazu?"

„Eine Gemeinheit ist dat, Käptn!"

Die Faust des Alten schmetterte auf den Tisch.

„Aber wir wollen's den Halunken zeigen, wat wir können!" rief er aus.

„Wie wollen wir dat machen?" fragte ich voller Spannung.

Der Kapitän rückte näher zu mir heran.

„Ich hab schon 'ne Anzahl fixer Burschen beisammen. Es fehlen bloß noch zwei für die Bemannung, und der eine davon — bist du! Wat sagst du nun?"

Zunächst sagte ich gar nichts; denn ich wußte noch nicht, wohinaus Krömer eigentlich wollte.

„Paß mal auf", fuhr er fort. „Da haben wir doch im Hafen einen alten Fischdampfer liegen. Und den hab ich übernommen. Ich will eine kleine Seereise machen, verstehst du? Und zwar nach Schweden hinauf. Und da will ich denn den Kasten mit guten Lebensmitteln volladen, weißt du? Und denn fahren wir wieder heim und bringen unseren Leuten mal was Gutes zu beißen mit. Wat sagst du jetzt?"

„Nicht übel — diese Sache!" war meine Antwort, und ich begeisterte mich an diesem Einfall des alten Kapitäns immer mehr. Er brauchte sich gar nicht sonderlich anzustrengen und mir seinen Plan noch ausführlicher zu erklären. Wenn ich auch nicht sofort zusagte, im Herzen war ich längst dabei.

„Wenn du auch dein linkes Bein nicht mehr ganz beisammen hast", fuhr Krömer fort, „und auch mit dem Arm nicht mehr alles so ist, wie's sein soll, auf dem kleinen Fischdampfer können wir dich immer noch gut verwenden. Die andern sind ja auch alle aus dem Krieg heimgekommen, verletzt und zerschossen und zu nix anderem mehr tauglich. Siehst du, und da können wir alte Krüppel dem Vaterlande doch auch noch helfen! Wat sagst du dazu?"

Ein tiefes Atmen hob meine Brust.

Endlich sah ich ein Ziel! Endlich erstand eine Aufgabe für mich, auf die ich im geheimen seit langem sehnsüchtig gewartet hatte! Da draußen auf dem Ozean war auch die Front des Krieges! Und ein alter Mariner gehörte nun einmal aufs Schiff; wenn es auch nur ein ausgedienter Fischdampfer war, der Lebensmittel holen sollte.

Kapitän Krömer brauchte nicht mehr lange sein bekanntes „Wat sagst du nun?" zu fragen. Ich war dabei! Ich schlug in seine mir entgegengestreckte Bärentatze voller Freude ein.

Arbeitsreiche Tage folgten. Es galt, den Fischdampfer, der seit zwei Jahren nicht mehr in Betrieb gesetzt worden war, wieder in Ordnung zu bringen.

Wir frischgebackenen Fahrensleute, jeder an der Waterkant geboren und von Jugend auf dem großen Wasser mit Leib und Seele verfallen, waren durchweg kriegsverletzt und zu Frontdiensten nicht mehr verwendbar. Trotzdem legten wir uns, so gut es eben ein jeder vermochte, tüchtig ins Zeug, um unserem alten Kapitän zu zeigen, daß wir noch nicht zum verbrauchten, rostigen Eisen gerechnet werden wollten.

Meine Kinder waren von der mir bevorstehenden Aufgabe natürlich begeistert, weniger meine Frau.

„Ist das nicht gefährlich?" fragte sie bang.

„I wo!" entgegnete ich. „Keine Spur. Wir sind doch keine Mariner auf See."

„Aber die Engländer! Wenn sie euch nun erwischen?"

„Na, denn haben sie uns eben."

„Die werden euch in den Grund schießen!"

„Dat kostet zuviel", bemerkte ich. „Und wenn sie den alten Kasten versenken, wir haben ja unsere beiden Rettungsboote an Bord. Die Küste ist nicht weit."

„Wenn sie euch aber gefangennehmen?"

„Na, ist auch nicht schlimm. Dann essen wir eben in London oder sonstwo ein anständiges englisches Beefsteak!"

Schließlich war es meine Frau zufrieden, wußte sie doch selbst, daß ich nicht mehr zu halten war. Einen Mann Tag für Tag im Hause haben, der nicht weiß, zu was er eigentlich noch nüße ist, das ist auch nichts für eine tüchtige Hausfrau.

Der Tag unserer Ausfahrt rückte heran. Voller Ungeduld warteten war, bis die letzten Kohlensäcke an Bord gekommen waren. Es hatte ohnehin einige Mühe gekostet, den seltenen Brennstoff für unsere Fahrt zu erhalten.

Unser Fischdampfer hieß eigentlich „Frigga". Aber mit diesem Namen durften wir uns nicht an die Blockadelinie wagen. Aus diesem Grunde war er überpinselt und in den weniger verfänglichen Namen „Tjörn" geändert worden. Zudem hatten wir uns eine eigene Fahne geschaffen, die lediglich aus einem viereckigen Stück weißen Stoffes bestand, dessen Mitte einen grünen Fisch zeigte. Über die Nationalität dieses nordischen Fischdampfers konnten sich nun die Engländer den Kopf zerbrechen. Damit das Ganze auch wirklich einige Ähnlichkeit mit einem Fischdampfer aufwies, hatten wir an Deck einige ausgediente große Netze angeblich zum Trocknen und Flicken ausgespannt.

Die Fahrt begann.

Kapitän Krömer hatte es erreicht, daß die in Frage kommenden Marinestationen über Namen und Flagge unseres Dampfers benachrichtigt worden waren, und mehr als einmal begleitete uns ein deutsches Torpedoboot oder Minensuchboot ein Stück auf unserer Fahrt, und die blauen Jungen jubelten uns zu.

Unsere erste Fahrt war ein voller Erfolg. Schwer beladen erreichten wir unangefochten den Heimathafen. Von den Engländern hatten wir nur ab und zu einmal eine flüchtige Rauchfahne am Himmelsrande gesehen. Unser Kapitän verstand es ausgezeichnet, stets außer Sicht zu bleiben. In der Nähe der Küsten gab es hinreichend Gelegenheit, unsere „Tjörn" so hinter die Riffe und in die Fjorde zu leiten, daß nichts mehr von unserem Kasten von der Wasserseite her zu sehen war. Krömer kannte sich gerade an diesen Küsten aus wie kaum ein zweiter Seefahrer, und wir alle waren felsenfest davon überzeugt, daß die englischen Kriegsschiffe uns niemals unter die Augen bekommen würden.

Eine zweite Fahrt wurde unternommen, die dritte folgte. Hatten die zuständigen Behörden im Anfang dem Plan des alten Kapitäns wenig begeistert gegenübergestanden, so änderte sich das nun. Wir wurden in jeder Hinsicht bei unserem Werk unterstützt und gefördert. Ja, man begann, nach gleichem Muster weitere Fischdampfer auf die Reise zu schicken.

Auf unserer fünften Fahrt ließ uns das Glück plötzlich im Stich.

Wegen einer stürmischen Nacht und des damit verbundenen hohen Seeganges hatten wir uns weiter hinaus in die Nordsee wagen müssen, da in der Nähe der Küste durch die vielen Klippen Gefahr für unser Schiff drohte.

Am anderen Morgen, als sich die See etwas beruhigt hatte, fuhren wir auf eine treibende Mine. Ein ungeheures

Krachen erfolgte. Das ganze Vorderschiff wurde weggerissen und in die Luft gesprengt.

Der Dampfer begann schnell zu sinken. Mit Mühe und Not konnten wir eines der Rettungsboote zu Wasser lassen und auch die beiden Maschinisten noch über Deck bringen. Da sich zum Glück auf dem Vorderschiff zur Zeit der Minenexplosion niemand befunden hatte, waren wir ohne Menschenverluste davongekommen.

Unser Fischdampfer war inzwischen in den Wogen des Atlantischen Ozeans versunken. Nur ein paar Bretter und Sparren trieben umher.

„Los, Kameraden!" rief unser Kapitän. „Eine Träne um den Kasten genügt! Und nun vorwärts, der Küste zu!" —

Am anderen Tage, gegen Abend, ließen wir entmutigt die Ruder sinken. Wir waren am Ende unserer Kraft. Und auch unsere letzte Hoffnung war geschwunden.

Wir wußten es alle: das Boot war überfüllt. Unser Dampfer hatte sich zudem viel zu weit von der Küste entfernt befunden, als daß wir an eine Rettung glauben könnten. Alle waren wir Kriegsverletzte, da reichten die Kräfte nicht mehr weit. Unser Nahrungsmittelvorrat ging zu Ende, der letzte Tropfen Wasser war längst getrunken.

Kapitän Krömer saß betrübt am Steuer des Rettungsbootes. Während wir verzweifelt gerudert hatten, schaute er unentwegt nach einem Schiff, nach einer fernen Rauchfahne aus. Doch alles schien sich gegen uns verschworen zu haben: es war nirgends etwas zu sehen.

„Kameraden", sagte er heiser, „noch zwei oder drei Tage — dann sind wir an der deutschen Küste!"

Schweigen herrschte ringsum.

Nach langer, bedrückender Pause klopfte Jens, unser Steuermann, die längst erloschene Tabakspfeife am Bootsrand aus.

„Zwei sind zu viel im Boot, Käptn!"

Da war es ausgesprochen, das Wort, das allen seit Stunden auf den Lippen lag. Jens war nun der erste, der diese grausame Wahrheit offen bekannte. Seine Kameraden neigten die Köpfe, ihre Augen wurden hart, und in ihre Gesichter trat ein seltsam starrer Ausdruck. Ja, zwei waren zuviel. Das Boot lag zu tief im Wasser, alle Augenblicke schlug Wasser herein, das man mühsam ausschöpfen mußte; allzulangsam kam man in dem schwer belasteten und dadurch stets gefährdeten Boot vorwärts.

Der alte Kapitän zerrte unter der Bank die Rettungsanzüge hervor.

„Ich bin der eine, Kameraden", sprach er dann mit dumpfer Stimme. „Wer will der zweite sein?"

Jens hob abwehrend die Hand.

„Nee, dat geht nicht, Käptn!" sagte er entschlossen. „Sie müssen bei der Mannschaft bleiben. Mein Bruder Hage und ich — wir sind die einzigen, auf die niemand in der Heimat wartet!"

Hage, der noch weniger Worte als Kapitän Krömer zu machen pflegte, griff sich bereits einen der Rettungsanzüge.

Krömer blickte einem seiner Matrosen nach dem anderen in die Augen.

„Ihr habt alle Weib und Kind zu Haus", murmelte er dabei. „Auch ich."

Dann wandte er sich erneut an Jens.

„Und ihr zwei — ihr habt wirklich niemand daheim, der euch nahesteht?"

Jens warf blitzhaft einen forschenden Blick zu seinem Bruder Hage hin, dann schüttelte er den Kopf und lachte sogar bei seinen Worten: „Nee, Käptn, niemand! Nicht mal 'ne Braut!"

Krömer kämpfte mit sich. Er brachte es nicht über sich, die beiden Menschen, die noch dazu Brüder waren, über Bord steigen zu lassen. Noch einmal glitt sein Blick reihum. Die Augen der Männer hielten ihm stand.

Nein, da war keiner unter ihnen, den die Heimat entbehren konnte!

Inzwischen hatten Jens und Hage schweigend die Rettungsanzüge angelegt.

„Alles in Ordnung, Käptn!" meldet Jens nun, und seine Stimme klang hell und forsch wie immer.

Da erhob sich Krömer und schloß den einen und dann den anderen bewegt in seine Arme. Er schämte sich nicht der Tränen, die ihm in den schlohweißen Bart rannen.

Die Kameraden begnügten sich mit einem festen, männlichen Druck der Hand und einigen kaum verständlichen, halb verschluckten Abschiedsworten, denen Jens mit witzigen Zurufen begegnete; denn alles war ihm lieber als eine

rührselige Stimmung unter Männern, als viele Worte um eine einfache Pflichterfüllung. So war Jens.

Ein letztes Winken nach rückwärts, dann sprangen die beiden Männer über den Rand des Bootes in die blaugrünen Wasser des Ozeans.

Ohne den Befehl unseres Kapitäns abzuwarten, griffen wir nach den Riemen. Das erleichterte Boot schoß vorwärts.

Wir im Boot getrauten uns nicht, einander in die Augen zu sehen. Jeder bemühte sich, seine innere Erregung und Trauer vor dem anderen zu verbergen; denn wir wußten, daß es für Jens und Hage keine Rettung gab. Es müßte denn ein Wunder geschehen, an das wir aber nicht glauben konnten.

Nach zwei Stunden, als von den beiden Opfermutigen längst nichts mehr zu sehen war, ließen wir, ohne daß es einer Verabredung dazu bedurft hätte, das Boot treiben. Wir zogen scheu die Mützen herab und hielten sie, den Kopf zum stillen Gebet gesenkt, in unseren schwieligen Händen.

Kein Wort kam über unsere Lippen; denn sie waren fest zusammengepreßt und regten sich nicht.

Aber über den Wassern war das Gebet von vierzehn Männern, die ihrer Kameraden gedachten. —

Nach wenigen Minuten ging es von neuem mit ungestümer Entschlossenheit dem Lande zu. Die Herzen drängten der Heimat entgegen, wenn auch die Gedanken aller noch um Hage und Jens weilten, die ihr Leben ohne Bedenken eingesetzt hatten, um ihren Kameraden die Rettung zu ermöglichen. Daheim warteten Frauen und Kinder.

Der Tag verging.

Nur eine Stunde der Ruhe gönnten wir uns.

Kapitän Krömer schaute nach den Sternen hinauf, warf einen Blick nach dem Kompaß und griff erneut zum Steuer. Er wußte, in welcher Richtung die Heimat lag. Auch des Nachts konnten wir rudern, um das Ziel erreichen zu können.

Unsere Kräfte erlahmten indessen mehr und mehr.

Gegen Mitternacht schliefen wir auf unseren Sitzen, einer an den anderen gelehnt. Nur unser Kapitän allein wachte in dieser sternenklaren Nacht.

Als die Sonne im Osten aus dem Wasser stieg, weckte Krömer uns mit frohem Zuruf.

„Los, Kameraden! Noch ein paar Stunden, dann fahren wir den Heimatstrand an!"

Wir tauchten die Hände in das kühle Wasser und fuhren uns über das Gesicht.

Hunger und Durst begannen erneut uns zu quälen. Aber wir wußten auch, daß wir nicht säumen durften. Eine Stunde ruderten wir, eine halbe Stunde mußten wir ruhen. Nur auf diese Weise war es uns möglich, das eigene Rettungswerk vorwärts zu treiben.

Endlich, am nächsten Tage, tauchte am Himmelsrand ein schmaler, feiner Strich auf.

„Seht, Kameraden!" jubelte uns Kapitän Krömer zu. „Die Heimat! Wir haben's gleich geschafft! Und denn soll's ein Wiedersehen geben, wie wir's lange nicht erlebt haben, was?"

Eine halbe Stunde später kam ein Motorboot heran, das uns vom Ufer aus gesichtet hatte, und nahm uns ins Schlepptau. Wir brauchten keine Hand mehr zu rühren.

Wir waren gerettet!

Mit meinen Kameraden stieg ich an Land. Das Nahen unseres Bootes hatte die Bewohner der Küste herbeigerufen. Lachend und weinend lagen sich Männer, Frauen und Kinder in den Armen.

Als sich die Menge am Ufer verlaufen hatte, stand einsam ein altes Mütterchen noch lange und starrte wortlos, verlorenen und fragenden Blickes in das leere Rettungsboot.

„Und meine beiden Jungen?" murmelten zitternde Lippen. „Mein Jens und mein Hage? Wo blieben sie?"

Niemand war, der Antwort geben konnte.

Das leere Boot dort unten war ein stummer Künder von Opfermut, von einem Heldentod deutscher Männer.

Denn es ist ein Wort über den sieben Weltmeeren, das noch immer lebt: das Wort von der Seemannstreue!

# Die letzte Musterung

Unser Lagerfeuer ist im Verlöschen. Heller als zuvor blinken die Sterne, als der letzte aus unserer Mitte zu sprechen beginnt:

Heulend und pfeifend kam es heran — ein dumpfer Schlag — und unter Krachen und Bersten schoß eine mächtige Garbe von Feuer, Erde und Stahl gen Himmel.

Wir preßten uns unter die Betondecke des kleinen, schon halbzerschossenen Unterstandes.

„Lange hält's nicht mehr aus!" brüllte der Gefreite Hentschel. Weiter konnte er nicht sprechen.

Ein ungeheurer Luftdruck preßte uns zusammen. Erde wühlte sich vor dem Ausgang des Unterstandes auf, die Betondecke zerriß und begann sich langsam auf uns herabzusenken.

„Raus! Raus!" brüllte Hentschel. „Oder wir ersticken alle!"

Keuchend und ächzend wühlten wir mit den Händen im Erdreich, rissen wir uns an Granatsplittern blutig. Wir scharrten und kratzten wie Verzweifelte, denen der Tod grinsend im Rücken saß.

Endlich legten wir ein kleines Luftloch frei.

„Weiter! Weiter!" drängte ich. „Bei der zweiten Kiste sind wir verloren!"

Näher und näher kam uns die zentnerschwere Betondecke. Erdklumpen rieselten links und rechts herab. Wir lagen längst auf den Knien. Sekunden vielleicht nur noch, dann zerquetschte der mächtige Block uns alle!

Aber das Schicksal war uns noch einmal gnädig.

Schweißtriefend krochen wir, einer dicht und rasch hinter dem anderen, aus dem verschütteten Unterstand. Ich zählte — sechs Mann, wir waren alle gerettet.

In einem Granattrichter nebenan lag unser Posten. Er hätte uns nicht mehr zu warnen vermocht, wenn jetzt der Tommy gekommen wäre. Warum kam der Engländer nicht? Weit und breit war kein deutscher Soldat mehr zu sehen. Eine gewaltige Lücke klaffte hier in der Front.

Eine Lücke, in die nur berstende Granaten schwersten Kalibers krachten.

Meine Kameraden lagen wimmernd und schnaufend neben mir.

„Verteilt euch über den Abschnitt!“ schrie ich.

„Ich — kann nicht mehr“, ächzte irgendeiner.

Besorgt schaute ich zu den anderen.

Die Hände um den Gewehrschaft geklammert, lagen sie auf der Erde und preßten das Gesicht auf die Fäuste.

Hier war nichts mehr zu hoffen. —

Diese Menschen waren kampfunfähig. Seit drei Tagen ohne Ablösung, ohne Essen; seit drei Tagen im Trommelfeuer, dazu bestimmt, eine Stellung zu halten, die längst nur noch ein Friedhof war.

Und wie mochte es hinter uns aussehen?

Die Verbindung war seit drei Tagen abgerissen. Das Sperrfeuer stand lohend wie eine undurchdringliche Wand dort hinten. Gleich ungeheuerlichen, gigantischen glühenden und gleißenden Mauern war dieses Sperrfeuer errichtet.

Wumm!

Wir preßten uns noch mehr in die Erde. Dicht neben uns war es gewesen. Stahl klirrte auf Stein. Erdregen prasselte auf uns nieder.

Und als wir den Kopf hoben, sahen wir, daß unser Unterstand nur noch ein Granattrichter war. Die Reste der Betondecke waren links und rechts des Einschlages im Erdreich verschwunden.

„Kommt!" rief ich meinen Leuten kurz zu. „Wir müssen uns beim Hauptmann melden!"

Einer hinter dem anderen krochen wir Feldgrauen mühsam von Trichter zu Trichter. Wir nahmen dabei Abschied von manch bravem Kameraden. Hier von Weber, dort von Silling.

Und dann — zuletzt von dem alten Kantor Klinger. Er lag friedlich, das Gewehr im Arm, am Rande eines Trichters.

Schlaf wohl, alter Kantor! Heut spielt ein anderer die Orgel.

Von Trichter zu Trichter krochen wir. Nirgends mehr war Leben zu finden. Der Tod, der Orgelspieler von Flandern, lockte sie alle, alle. Er wußte, daß ihm so leicht keiner entging.

Plötzlich glitt ich in einen Granattrichter von riesigen Aus-
maßen. Ein Eisenbahngeschoß hatte hier eingeschlagen.

An eine der mannshohen steilen Wände des Trichters ge-
lehnt, stand einsam ein Soldat in schmutziger, blutbefleckter
Windjacke.

Ein starrer Blick grüßte die sechs Männer, die keuchend
auf den Grund des Trichters rollten, glitten und stürzten.

„Herr Hauptmann — wir sind verschüttet gewesen!"
meldete ich atemlos. „Kampfunfähig!"

Langsam zog Hauptmann Beyer einen Meldeblock aus
seiner Tasche. Der Bleistiftstummel kratzte auf dem zer-
knitterten Papier.

Stumm riß der Hauptmann den Zettel ab und reichte
ihn mir.

„Herr Hauptmann — wir müssen zurück — es geht nicht
mehr", stammelte ich. „Meine Kameraden sind am Ende!"

„Ich sehe es. Nehmen Sie den Zettel! Gehen Sie mit Ihren
Leuten nach hinten und lassen Sie sich untersuchen. Ich kann
nur ganze, nur kampffähige Leute hier vorn brauchen."

„Unser Unterstand ist verschüttet. Daneben sind aber noch
Deckung bietende Granattrichter. Wenn Herr Hauptmann
uns durch andere Leute ablösen lassen wollen —?"

Der harte Zug um den Mund des Kompagnieführers ver-
tiefte sich.

„Es steht mir keine Ablösung mehr zur Verfügung."

„Was — heißt — das?" sprach ich bebend.

„Das heißt — daß ich der letzte bin, wenn —"

Und da geschah es, daß es mich zum Hauptmann riß. Ich hatte plötzlich, ohne zu wissen, was ich tat, meine Hände am Aufschlag seiner Windjacke.

„Unsere — unsere — Kompanie?"

„Ist zerschlagen."

„Wir sind wirklich die letzten?"

„Ja."

Ächzend taumelte ich zurück.

Teilnahmslos lagen meine Leute in der Runde. Mit halbgeöffnetem Mund, die Augen stier auf uns gerichtet, lagen sie und hatten jedes Wort vernommen.

Der Gefreite Hentschel sprang auf und stand neben mir.

„Das ist Wahnsinn! Wahnsinn ist das!" schrie er auf. „Sie müssen mit uns zurück, Herr Hauptmann!"

Doch der beugte sich nur zu einem toten Soldaten hernieder und nahm dessen Gewehr auf.

„Wer noch kämpfen kann — muß bleiben!"

Ich wandte mich zu meinen Kameraden um.

Die Grenadiere standen plötzlich, einer neben dem anderen.

Linke wischte sich Blut aus dem Gesicht. Friese barg die blutüberströmte Hand hinter dem Rücken.

Keiner sagte ein Wort. Und doch schien es von allen gesprochen: „Wir bleiben!"

*

Zwei Tage später lag das Sperrfeuer hinter uns.

Ein halb zerschossenes Gehöft nahm uns auf. Man reichte uns Essen.

Wir saßen ermattet und starrten vor uns hin. Der Hauptmann, der Gefreite, meine Leute und ich. Der Koch winkte Kameraden hinzu, und dann — fütterte man uns, wie man kleine Kinder füttert. Löffel um Löffel.

Wie wir saßen, so sanken wir hintenüber auf das Stroh des Kellers und schliefen — schliefen.

Als ich viele, viele Stunden später die Augen öffnete, gewahrte ich zuerst unseren Hauptmann, der auf einem dreibeinigen Schemel saß und sich den zentimeterdicken Dreck von der ledernen Windjacke schabte.

Einer nach dem anderen wurden wir wach.

Hauptmann Beyer lachte uns zu. Borstig stand ihm der eisgraue Bart im verwitterten Gesicht.

„Na, Kameraden, nun sind wir wieder obenauf, was?"

Und ob es uns auch noch so sauer wurde — wir alle lächelten.

Der Gefreite Hentschel lachte sogar.

„Jawohl, Herr Hauptmann! Nun kann's wieder nach vorn gehen!"

„Wird schon werden. Habe meine Kompanie aufgefüllt bekommen. Alles erprobte Leute aus den benachbarten Stellungen. Der Rest von vier Kompanien. Hundert Mann sind wir wieder. Was sagt ihr zu dieser Armee?"

„Donnerwetter!" sagten wir, und dachten im Innern entsetzt: „Vier Kompanien, und unsere dazu, das sind fünf — und alles zusammen nur noch hundert Mann?"

Hauptmann Beyer besah sich seine Jacke genauer. Noch stand sein Lächeln um den bärtigen Mund. Aber wenn man schärfer hinschaute, konnte man feststellen, daß dieser Mund zuckte.

Doch dann hob er den Kopf wieder.

„Denkt, Kameraden, der Tommy hat ausgerechnet bei unserer Stellung durchbrechen wollen, als wir gerade abgelöst worden waren."

„Das sind schon ausgemachte Schafsköpfe", brummte Hentschel. „Wären sie eher gekommen, dann hätten sie freie Bahn gehabt."

„Richtig. Nicht mal ein Maschinengewehr hatten wir zur Verfügung. Alles war zerschossen. Ja, Glück muß der Mensch haben!"

Nun saßen wir alle auf und betrachteten uns gegenseitig. Wir lebten noch! Tatsächlich. Man sollte es kaum glauben. Beinahe dachten wir, daß wir hier schon in Walhall angelangt wären, mit unserem Hauptmann. Ja, der hätte natürlich dabei sein müssen.

Aber es war nicht Walhall. Ein Keller war es, der uns aufgenommen hatte. Ganz fern dröhnte es an der Front.

„Kamerad Linke, was macht der Kopp?"

„Danke, Herr Hauptmann! War nur ein Streifschuß. Man hat mich gut verbunden. Habe nichts davon gemerkt."

„Und wenn's ein Loch gewesen wäre", neckte der Gefreite Hentschel, „dann hätten wir's eben mit Stroh ausgestopft. Es ist ja genug davon da. Und das Stroh hätte sich auch mit dem vertragen, das noch in deinem Kopp steckte."

Unsere Stimmung stieg von Sekunde zu Sekunde. Jetzt waren wir bald wieder so weit, daß wir uns den Tod und Teufel aufs Korn genommen hätten. Besonders den Tod! Fix, geh du mal runter vom Stuhl, jetzt wollen wir mal dir die Orgel von Flandern aufspielen!

„Kamerad Friese, was macht die Hand?"

„Oh", sagte der. „Ist alles in Ordnung, Herr Hauptmann!"

Trotzdem war von der Hand nichts zu sehen als ein bandagierter Klumpen.

Plötzlich regnete es Zigaretten aus des Hauptmanns Hand.

Gierig griffen wir nach der langentbehrten, kostbaren Habe.

„Denkt euch, Kameraden", sprach Hauptmann Beyer lachend, „man wollte mir in der Kantine keine Zigaretten geben! Es wären keine mehr da, sagte man. Da habe ich den Schmor* kommen lassen, der uns gestern so gut aufgepäppelt hat. ‚Es ist möglich', sagte der, ‚daß es hier keine Stäbchen mehr zu kaufen gibt. Geben Sie dem Mann einen Befehl, Herr Hauptmann!' Ich sage also zu dem Kantinenwirt: ‚Sie sehen sofort mal nach meinen Leuten!' Und der Mann sagt prompt: ‚Zu Befehl!' Und haut ab. Der Schmor aber zwinkert mir zu: ‚Wenn wir diesem die Zigaretten klauen, Herr Hauptmann, sind sie sogar billiger!' Und dann langt er in eine Kiste und bringt richtig eine Handvoll Zigarettenschachteln zum Vorschein. Auf dem Flur bin ich dem Kantinenmann begegnet. Höflich bot ich ihm eine Zigarette an. Er nahm sie auch und steckte sie in sein ellenlanges Gesicht."

* der Koch

Der ganze Keller wackelte, so mußten wir lachen.

Ja, unser Hauptmann! Das war einer!

*

In einer deutschen Kleinstadt steht unsere Kompanie angetreten.

Es ist früh am Morgen. So früh, daß sich die ehrsamen Bürger der Stadt noch nirgends sehen lassen. Kalt wogt der Nebel über die dunklen, feuchten Pflastersteine.

Manch einer von uns schaut verstohlen hinauf nach dem Turm des Rathauses, an dem eine rote Fahne hängt. Träge und schwer von Nässe klatscht sie an die Stange.

Hände ballen sich grimmig um den Schaft der Gewehre.

Ich raffe mich auf.

„Stillgestanden! — Die Augen — links!"

Langsam schreitet Hauptmann Beyer heran.

Stumm nimmt er meine Meldung entgegen.

Wenige Schritte vor der Kompanie steht er dann reglos.

Ich sehe es meinen Kameraden an, daß sie die Schmach dieser Stunde grimmig empfinden.

Ach, ein Wort nur, ein einziges Wort: und die Burschen stürmen das Rathaus und holen die verfluchten roten Fetzen herunter!

Was ist das für eine böse Zeit! Aber wir können's nicht allein. Wir, eine Handvoll.

Und der Hauptmann spricht.

„Kameraden!" beginnt er. Seine Stimme ist so hell und klar wie früher. „Der Krieg ist aus. Wir sind in der Heimat

angelangt. Die Kompanie hat sich — das sind die uns gestellten Bedingungen — sofort aufzulösen. Der Tod von Flandern — hat uns verschont. — Kameraden! Ihr sollt den Krieg vergessen. Ihr mögt das große Ringen vergessen. Aber diesen Tag der Heimkehr, den Tag einer solchen Heimkehr, den dürft ihr nie, niemals vergessen!"

Hauptmann Beyer zieht den Stahlhelm vom Kopf.

Der eisige Morgenwind spielt in schlohweißem Haar.

Von einem zum anderen tritt Hauptmann Beyer ein letztes Mal. Und jedem reicht er die Hand, jedem schaut er noch einmal fest in die Augen.

„Auf — Wiedersehen, Kamerad!"

So steht ein Hauptmann, den Helm in der Hand, vor seinen Soldaten. Und dieses entblößte Haupt — das ist mehr als Anerkennung, mehr als Beförderung, mehr als ein Orden.

Es sind alles Helden des großen Krieges, die da auf dem Pflaster stehen und denen die Augen feucht sind. Und der vor ihnen steht, gehört zu ihnen, wie sie in Blut und Dreck zu ihm gehörten.

Und diese Soldaten wissen, daß sie ihren Hauptmann wiedersehen werden.

Irgendwo. —

Dann wird allen ein einziges Wort das Blut heiß machen. Ein Wort nur, das dem Tod von Flandern getrotzt: Deutschland!

---